# André.

Von

## George Sand.

---

Deutsch

von

**Dr. Ludwig Eichler.**

---

Zweiter Theil.

Leipzig, 1843.
Verlag von Otto Wigand.

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

George Sand.

George Sand's

sämmtliche Werke.

Deutsch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dr. Ludwig Meyer.

Arnold Ruge.

Zwölfter Theil.

Leipzig, 1845.
Verlag von Otto Wigand.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

## 1.

Die Krankheit Genevièvens war nicht von Bedeutung: eine augenblickliche Aufregung hatte einen ziemlich heftigen Fieberanfall zur Folge gehabt; aber schon war ihr Blut ruhiger geworden, der Kopf frei, und es blieb von der Krisis nur noch eine große Ermüdung zurück, so wie ein wenig Schwäche des Gedächtnisses.

Sie verwunderte sich, als Henriette sie aufrichtete, mit Fragen bestürmte und ihr den unfehlbaren Trank präsentirte. Ihre Ueberraschung wurde noch größer, als Henriette, stets zu Auseinandersetzungen bereit, ihr von ihrer Krankheit sprach und von der Gefahr, in der sie geschwebt habe.

— Aber mein Gott, sagte das junge Mädchen, seit wann bin ich denn so?

— Seit mindestens drei Stunden, antwortete Henriette.

— Ach ja, erwiederte Geneviève lächelnd: aber beruhige Dich, noch steht es so schlimm nicht, der Kopf ist mir noch ein wenig eingenommen, der Magen etwas schwach,

das ist Alles. Ich glaube, wenn ich eine Fleischbrühe haben könnte, würde mir ganz wohl werden.

— Ich habe eine Brühe fertig am Feuer stehen, sagte Henriette sich mit der Genugthuung einer mit sich selbst zufriedenen Person um Genevièvens Lager bemühend, hier ist sie! Aber ich habe noch etwas Besseres als das: eine große Neuigkeit, die ich Dir mittheilen kann.

— O danke, liebes Kind; gieb mir die Brühe und behalte Deine Neuigkeit für Dich; ich habe für heute schon genug davon. Alles was in dieser hübschen Stadt passirt, ist mir gleichgültig. Ich verlange Nichts als Deine Sorge und Freundschaft. Keine Neuigkeiten, ich bitte Dich!

— Du bist eine Undankbare, Geneviève: wenn Du wüßtest, worum es sich handelt!... Aber ich will Dir nicht ungehorsam sein, weil Du mir zu sprechen verbietest. Ich vermuthe, daß Du es überdies lieber aus seinem Munde hören wirst, als aus dem meinigen.

— Aus seinem Munde? sagte Geneviève und richtete ihr hübsches bleiches, mit einer Haube von weißem Mussline bekleidetes Köpfchen in die Höhe; von wem sprichst Du? Bist Du toll heut Abend? Du bist es, die das Fieber hat, mein liebes Mädchen.

— O, Du stellst Dich, als verständest Du mich nicht, antwortete Henriette; indeß wenn ich von ihm spreche, begreifst Du leicht, daß ich keinen Andern meinen kann. Also, hör' die Wahrheit: er wartet, ob Du ihn empfangen willst, er ist hier.

— Wie, er ist hier? Wer ist hier? Bei mir? Zu dieser Stunde?

— Herr André von Morand: hast Du seinen Namen während Deiner Krankheit vergessen?

— Henriette, Henriette, sagte Geneviève traurig, ich begreife Sie nicht; Sie sind zu gleicher Zeit so gut und doch so boshaft: warum suchen Sie mich zu ängstigen? Sie täuschen mich; Herr von Morand kommt niemals des Abends zu mir: er ist nicht hier.

— Er ist hier, im Vorsaal. Ich schwöre es bei meiner Ehre, Geneviève.

— Dann sag' ihm, ich bitte Dich, daß ich krank bin, daß ich ein ander Mal das Vergnügen haben werde, ihn zu sehen.

— O, das geht nicht, er hat Dir etwas Wichtiges zu sagen: er muß Dich augenblicklich sprechen, und es wird Dir sehr lieb sein. Ich werde ihn hereinkommen lassen.

— Nein, Henriette, ich will es nicht. Sehen Sie denn nicht, daß ich im Bett liege? und finden Sie es schicklich für ein Mädchen, so den Besuch eines jungen Mannes anzunehmen? Es ist unmöglich, daß Herr von Morand mir etwas so Dringendes zu sagen hätte.

— Und doch ist es so. Wenn Du ihn abweisest, wird er verzweifeln, und Dich selbst wird es gereuen.

— Dieser Tag ist mir wie ein Traum, sagte Geneviève mit schwermüthigem Tone, und ich muß mich darein ergeben, von einer Ueberraschung in die andere zu fallen. Bleib bei mir, Henriette; ich will mich ankleiden und Herrn von Morand empfangen.

— Du bist zu schwach um aufzustehen, meine Liebe: wenn man krank ist, kann man wohl in der Nachtmütze mit seinem künftigen Manne plaudern: willst Du die Prüde spielen?

— Ich bin's zufrieden für prüde zu gelten, sagte Geneviève mit Festigkeit; aber ich will aufstehen.

In wenig Augenblicken war sie angekleidet, und ging in ihr Atelier. Henriette ließ sie sich auf den einzigen Fauteuil setzen, der dieses bescheidene Zimmer schmückte, hüllte sie in ihren eigenen Mantel ein, setzte ihr ein Tabouret unter die Füße, küßte sie, und rief André.

Geneviève begriff dies sonderbare Benehmen und feierliche Treiben nicht. Sie wurde noch überraschter, als André mit schüchterner, unentschlossener Miene hereintrat, sie ohne etwas zu sagen, zärtlich anblickte, und von Henrietten angeleitet, damit endete, daß er ihr zu Füßen fiel.

— Was ist denn? fragte Geneviève verwirrt; weshalb bitten Sie mich um Verzeihung, Herr Marquis? Sie haben mir Nichts zu Leide gethan.

— Ich bin der strafbarste Mensch von der Welt, antwortete André und versuchte ihre Hand zu ergreifen, die sie leise zurückzog; und der unglücklichste, fügte er hinzu, wenn Sie mir nicht erlauben, meine Verbrechen wieder gut zu machen!

— Was haben Sie für Sünden abzubitten? sagte Geneviève sanft, aber etwas kalt; Henriette, ich fürchte, daß Sie hier wieder eine Thorheit begangen und Herrn von Morand mit den lächerlichen Geschichten von heute morgen belästigt haben: wenn das so ist....

— Klagen Sie nicht Henrietten an, unterbrach sie André; das ist unsere beste Freundin: sie hat mich von dem unterrichtet, was ich voraussehen und hätte verhindern müssen. Sie hat mir die Verläumdungen erzählt, deren Gegenstand Sie zufolge meiner Unbesonnenheit gewesen sind; sie hat mir erzählt, wieviel Kummer Sie deshalb gehabt...

— Hören Sie es nicht? sagte Henriette: so ist sie nun einmal, lieber vor Kummer sterben, als es eingestehen.

Uebrigens sehe ich, daß meine Gegenwart sie so zurückhaltend gegen Sie stimmt; ich werde einen Spaziergang machen und in einer Stunde wiederkommen; ich hoffe, daß sie dann auch artiger gegen mich sein wird. Auf Wiedersehen, Prinzessin Geneviève. Du bist schlecht; Du verkennst Deine Freunde.

Sie ging und machte André ein Zeichen des Einverständnisses. Geneviève war eben so bös über ihr Gehen als über ihre Reden; aber sie dachte, es würde wie Ziererei aussehen, wenn sie sie zurückhalten wollte, da sie ja doch alle Tage André allein bei sich sah.

Als Henriette weg war, fühlte André sich sehr verlegen. Die verwunderte Miene Genevièvens ermuthigte ihn keineswegs zu der Erklärung, die er ihr zu machen gesonnen war: endlich sammelte er all seinen Muth, bot ihr sein Herz, seinen Namen und sein kleines Vermögen an, um das Uebel wieder gut zu machen, welches er durch seine unausgesetzten Besuche ihr bereitet. —

Geneviève war über eine solche Eröffnung minder erstaunt als sie es noch einen Tag vorher gewesen wäre: Henriettens Geschwätz hatte sie auf Alles vorbereitet. Sie vernahm das Anerbieten des jungen Marquis nicht ohne Vergnügen. Sie hatte zu ihm ein wahres Wohlwollen, eine hohe Achtung gefaßt; und obgleich sie niemals gewünscht hatte, ihm ein lebhafteres Gefühl einzuflößen, fühlte sie sich doch durch einen Entschluß geschmeichelt, der eine ernste Zuneigung verrieth. Aber sie dachte bald, daß André blos sich durch eine übertriebene Zartheit verleiten lasse, die ihn später wohl gereuen werde. Sie antwortete ihm daher mit Ruhe und Offenheit, daß sie sich nicht so gering schätze, als daß ihre Ehre von Narren und Schwätzern abhängig sei, daß ihre bösen Reden sie gar nicht verletzten, und daß er

eben so wenig sein Betragen gut zu machen habe, als sie über das ihrige zu erröthen.

— Ich weiß es, erwiederte er, aber erinnern Sie sich, was Sie mir eines Tages gesagt haben? Sie sind ohne Familie, ohne Schutz; böse Menschen können Ihnen schaden und Ihre Lage unerträglich machen. Sie hatten Recht, Mademoiselle: Sie sehen, daß man Sie bedroht; und wenn ich mich vervielfältigen könnte, um Sie zu vertheidigen, die Beleidigung würde Sie doch treffen. Ein Wort von Ihnen genügt, um meinen Arm zu Ihrem Schilde zu machen und Ihren Feinden den Mund zu schließen. Dies Wort wird zu gleicher Zeit das Glück meines Lebens ausmachen, und wenn auch nicht aus Freundschaft für mich, sprechen Sie es aus in Ihrem eigenen Interesse!

— Nein, Herr André, antwortete Geneviève sanft und ließ ihn ihre Hand ergreifen, dies Wort würde nicht das Glück Ihres Lebens bewirken; im Gegentheil, es würde Sie vielleicht auf ewig unglücklich machen. Ich bin arm, niederer Geburt; trotz Ihrer Bemühungen habe ich noch wenig Erziehung; ich würde Ihnen zu sehr nachstehen: und da ich stolz bin, könnte ich Ihnen vielleicht viel Leiden verursachen. Uebrigens würde Ihre Familie ohne Zweifel viel Schwierigkeiten machen, mich aufzunehmen, und niemals wäre ich im Stande, deren Geringschätzung zu ertragen.

— O kalte, o grausame Geneviève! rief André, Sie würden Nichts für mich ertragen können, während ich die ganze Welt durchwandern wollte, um die geringste Ihrer Launen zu befriedigen, um Ihnen eine Blume oder einen Vogel zu verschaffen. Ach, Sie lieben mich nicht!

— Warum sagen Sie mir das? antwortete Geneviève; bedürfen Sie denn meiner Freundschaft so sehr?

— O Herz von Eis! rief André; Sie haben mit so viel Vertrauen und Güte zu mir gesprochen; wir haben so süße Stunden des Denkens, der vertraulichen Herzensergießungen mit einander verlebt, und Sie fühlen nicht einmal Freundschaft für mich!

— Sie wissen wohl das Gegentheil, André, antwortete Geneviève mit festem, offenem Tone, und reichte ihm die Hände hin, die er mit Küssen bedeckte, aber können Sie nicht an meine Freundschaft denken ohne mich zu heirathen? Wenn Einer von uns dem Andern Etwas schuldig ist, so bin ich es, die gegen Sie die lebhafteste Dankbarkeit hegen muß für Ihren Unterricht.

— Nun gut, tragen Sie Ihre Schuld ab, rief André; und seien Sie großmüthig, tragen Sie sie hundertfältig ab und seien Sie meine Frau...

— Das ist ein ziemlich hoher Preis, sagte Geneviève lächelnd, für Stunden in Botanik und Geographie! Ich wußte nicht, als ich die herrlichen Sachen lernte, daß ich mich dadurch zur Ehe verpflichtete...

— Wir verpflichteten uns in den Augen der Welt dazu, sagte André; wir hatten das nicht vorausgesehen, aber weil man es uns in Erinnerung bringt, lassen Sie uns nachgeben, Sie aus Klugheit, ich aus — Liebe.

Er sprach das letzte Wort so leise, daß Geneviève es kaum hörte.

— Ich fürchte, sagte sie, daß Sie ein Aufwallen von romantischer Rechtlichkeit für ein stärkeres Gefühl nehmen. Wenn wir, Sie und ich, von demselben Stande wären, wenn unsre Heirath für uns beide eine nicht schwierige, vortheilhafte Sache wäre, würde ich Ihnen sagen, daß ich Sie lieb genug habe, um meine Einwilligung recht gern zu geben. Aber diese Heirath wird mit tausend Hindernissen zu

kämpfen haben. Sie wird Anstoß oder wenigstens Erstaunen erregen. Ihr Vater wird sich vielleicht widersetzen, und ich weiß nicht, mit welchem guten Grunde wir alle Beide dem Allen werden trotzen können. Eine tiefe Leidenschaft würde uns vielleicht die Kraft und den Willen dazu geben; aber ein solches Gefühl findet unter uns nicht Statt, wir hegen keine Liebe für einander.

— Gerechter Himmel! Was sagt sie da? rief André in Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, und sie weiß es nicht einmal, daß ich sie liebe! —

— Warum weinen Sie? sagte Geneviève freundlich zu ihm. Betrübe ich Sie denn so sehr? Das ist nicht meine Absicht.

— Und es ist auch ebensowenig Ihre Schuld, Geneviève. Ich bin unglücklich, daß ich nicht früher gewahr geworden bin, daß Sie mich nicht lieben; ich glaubte, Sie begriffen meine Liebe und hätten etwas Mitleid mit mir, weil Sie mich nicht von sich stießen!

— Ist das ein Vorwurf, André? Ach, ich verdiene ihn nicht. Ich hätte ja ganz eitel sein müssen, um an Ihre Liebe zu glauben: Sie haben niemals mit mir davon gesprochen.

— Ist es möglich? Ich habe es Ihnen niemals gesagt? Niemals Ihnen zu verstehen gegeben, daß ich nur für Sie lebe, Niemand habe auf der Welt als Sie?

— Was Sie da sagen, ist sonderbar, sagte Geneviève nach einem Augenblicke bewegter Stille. Warum lieben Sie mich so sehr? Womit habe ich das verdient? Was habe ich für Sie gethan?

— Durch Sie lebe ich erst, antwortete André; fragen Sie mich nicht weiter! Mein Herz weiß, warum es Sie liebt, aber mein Mund könnte es nicht aussprechen; und

dann würden Sie es auch nicht verstehen. Wenn Sie mich liebten, würden Sie mich nicht fragen, warum Ihnen mein Herz gehört; Sie würden es wissen, wie ich, ohne es sagen zu können.

Geneviève blieb einen Augenblick still, dann sagte sie zu ihm:

— Ich muß offen sein. Ich gestehe Ihnen, in der ersten Zeit, als Sie hier so bewegt hereintraten, und so betrübt schienen, als ich Sie bat, Ihre Besuche einzustellen, habe ich mir, ein oder zwei Mal, fast eingebildet, daß Sie verliebt seien, und das erfüllte mich mit einer Art Kummer und Furcht. Die Neigungen, welche ich beobachtet, sind mir immer so unglücklich oder so strafbar erschienen, daß ich fürchtete, eine zu leichtfertige oder zu ernsthafte Leidenschaft einzuflößen. Ich habe Sie fliehen und Ihren Unterricht vermeiden wollen. Aber die Lernbegier war stärker als ich, und ....

— Was ist das für ein grausames Geständniß, Geneviève! Also Ihrer Lust zum Lernen allein verdanke ich das Glück, Sie zwei Monate lang täglich haben sehen zu dürfen? Und ich selbst galt gar nichts dabei....

— Lassen Sie mich aussprechen, sagte Geneviève erröthend, wie wollen Sie, daß ich Ihnen darauf antworte? ich kannte Sie so wenig... jetzt ist das etwas Andres. Ich würde den Lehrer eben so ungern entbehren als den Unterricht...

— Eben so? Nicht mehr? Ach, Geneviève, Sie lieben Nichts als die Wissenschaft; Sie haben einen verlangenden Geist, aber ein sehr ruhiges Herz...

— Doch kein kaltes, sagte sie; ich verdiene diesen Vorwurf nicht. Was sagte ich Ihnen also?

— Daß Sie im Anfang meine Liebe beinahe errathen, und dann....

— Dann, dann sah ich Sie ganz verändert, Sie plauderten ruhig, und wenn Sie gerührt wurden, geschah es, wenn Sie mir die Größe Gottes und die Schönheit der Erde auseinander setzten; da beruhigte ich mich. Ich schrieb Ihr früheres Benehmen der Schüchternheit oder einigen Romanideen zu, die verschwunden seien, sobald Sie mich besser kennen gelernt.

— Und da irrten Sie sich, sagte André: je mehr ich Sie sah, je mehr liebte ich Sie. Wenn ich ruhig war, so geschah das, weil ich mich glücklich fühlte, weil ich Sie alle Tage sah, alle Tage auf ein glückliches Morgen hoffen konnte, weil die einzig schönen Augenblicke meines Lebens die sind, welche ich hier und auf der Giraultwiese mit Ihnen zugebracht habe. O, Sie wissen nicht, seit wie langer Zeit ich Sie liebe, und wie unglücklich ich ohne diese Liebe geblieben sein würde!

Darauf erzählte André, durch den sanften, aufmerksamen Blick Genevièvens ermuthigt, ihr von der Sehnsucht seiner Jugend, schilderte ihr den Zustand seines Geistes und seines Herzens bis zu jenem Tage, wo er sie zum ersten Male am Ufer des Baches gesehen hatte. Er erzählte ihr auch, wie er von dem Augenblicke an sogleich eine Neigung zu ihr gefaßt habe. Geneviève begriff das nicht.

— Wie kann so etwas nur in dem Kopfe eines vernünftigen Menschen vorgehen? sagte sie zu ihm. Ich habe in unserm Atelier in Paris oft Stellen aus Romanen vorlesen hören, die Aehnlichkeit mit dergleichen hatten. Aber ich glaubte, das sei blos ein Vorrecht der Bücher, uns mit solchen Thorheiten zu amüsiren.

— Ach, Geneviève, sagte André traurig zu ihr, in Ihrem Herzen schläft noch ein verborgener Funken. Sie haben noch die Unschuld eines Kindes und das Süßeste und Grausamste, was es im Leben giebt, ist Ihnen noch unbekannt! Das Schöne, das in Ihnen selbst schlummert, ist Ihnen noch verhüllt. Das kommt daher, weil Sie noch keine so reine Stimme gehört haben, daß Sie entzückt, davon hingerissen worden sind; weil Sie die Liebe bisher nur plump oder kindisch sich haben äußern hören. O wie glücklich müßte sein, wer Ihnen verständlich zu machen wüßte, was lieben heißt! Wenn Sie ihm zuhörten, Geneviève; wenn er Sie in die großen Geheimnisse der Seele einweihen dürfte, Ihnen ein Wunder mehr unter den Werken des Allmächtigen zeigen; er würde auf den Knieen es Sie lehren, und stürbe vor Wonne an dem Tage, wo Sie ihm sagten: „Ich habe es verstanden!"

Geneviève betrachtete André schweigend, wie an dem Tage, wo er ihr zum ersten Male von den Sternen und von der Vielheit der Welten gesprochen: sie ahnte noch eine neue Welt, und suchte sie zu enträthseln, bevor sie ihr Herz fesselte. André bemerkte ihre Neugier und hoffte.

— Lassen Sie mich auch dies Mysterium Ihnen noch erklären. Ich werde nicht von mir selber zu sprechen wagen, ich würde damit mich nicht auf der Höhe des Gegenstandes befinden; aber ich will mit Ihnen die Dichter lesen, die am besten gewußt haben, was die Liebe ist; und wenn Sie mich um Erläuterungen fragen, soll mein Herz versuchen, Ihnen zu antworten.

— Und während dieser Zeit, sagte Geneviève lächelnd, werden die Spötter schweigen; man wird sie bitten zu warten, ehe sie mit ihren Beleidigungen fortfahren, bis ich erst

gelernt habe, was Liebe ist und ich sagen kann, ob ich Sie liebe oder nicht!

— Nein, Geneviève, man wird ihnen morgen sagen, daß ich Sie anbete, daß Sie ein wenig Freundschaft für mich haben, daß ich Sie um Ihre Hand bitte, und daß Sie einwilligen.

— Aber wenn sich nun die Liebe bei mir nicht einstellt? sagte Geneviève.

— Dann ist es eben eine Verstandesheirath, und ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen das ruhige Glück zu verschaffen, das Sie zu verlieren fürchten, wenn Sie lieben.

— O André, was sind Sie gut! sagte Geneviève und drückte ihm sanft die brennenden Hände; aber ich fürchte Sie, ohne zu wissen warum. Ich weiß nicht, bin ich zu gleichgültig oder sind Sie zu leidenschaftlich: ich habe vor meiner eigenen Unwissenheit Furcht, und weiß nicht, woran ich mich halten soll.

— Daran, was Ihnen das Herz sagen wird: haben Sie nicht einmal ein Bischen Erbarmen?

— Mein Herz räth mir, Ihnen Gehör zu geben, sagte Geneviève mit Hingebung; das ist die Wahrheit.

André küßte eben entzückt ihre Hand, als Henriette eintrat.

— Nun, rief sie, die Freude des Einen und die Heiterkeit der Andern sehend; Alles ist in Ordnung: wann ist die Hochzeit?

— Geneviève soll den Tag bestimmen, antwortete André. Sie können, theure Henriette, es morgen in der ganzen Stadt erzählen!

— O wenn's nur das ist, da sein Sie ruhig! Es ist noch nicht Mitternacht; morgen vor Mittag soll es nicht eine böse Zunge mehr geben, die nicht zur Vernunft

gebracht ist. O welche Freude, welche frohe Nachricht für Alle, die Dich lieben; denn Du hast noch Freunde, meine gute Geneviève! Herr Joseph, der Dich, man muß es gestehen, sonst nicht leiden konnte, beträgt sich jetzt wie ein Engel in Beziehung auf Dich; und das ist ein Bursche . . . was red' ich denn?... das ist ein braver junger Mann, der sich schon Gehör zu verschaffen weiß, wenn er spricht.

— Er handelt wohl nur aus Freundschaft für Herrn André so, sagte Geneviève; ich bin ihm aber nichts desto weniger dankbar: sag' ihm das in meinem Namen; denn ich vermuthe, daß Du ihn mitunter sprichst, Henriette?

— Ei, so boshaft? Legst Du Dich auch schon darauf, Geneviève? Es giebt keine Kinder mehr! Indeß muß man es Dir durchgehen lassen, da Du nun bald Frau Marquise sein wirst.

— Beeile Dich nicht so, mir zu gratuliren, und veröffentliche diese gute Neuigkeit nicht so schnell; es ist nur noch ein Scherz, und wir wissen noch nicht, Herr André und ich, ob wir nicht besser thun, bloße Freunde zu bleiben, wie wir es schon sind.

— Was sagt sie da? rief Henriette; machen Sie sich etwa einen Spaß mit uns, Herr Marquis? haben Sie nicht im Ernste gesprochen?

Sie war im Begriffe, ihm eine Szene zu machen, aber er beruhigte sie, und sagte ihr, daß er die Bedenklichkeiten Genevièvens zu besiegen hoffe: er bat sie sogar, ihm zu helfen, und Henriette nahm, sich brüstend, Alles auf sich.

— Habe ich nicht die Sachen schon soweit vorwärts gebracht? sagte sie: ohne mich hätte dies kleine Zuckerpüppchen hier stets gethan, als verstände es Sie nicht, und Sie ständen noch immer da und verlören Ihre Zeit, ohne den Muth zum Sprechen zu haben.

Die Scherze Henriettens waren Genevièven unangenehm; sie klagte, daß sie etwas ermüdet sei, lehnte das Anerbieten ihrer Freundin, welche die Nacht über bei ihr bleiben wollte, ab, umarmte sie zärtlich und berührte zum Lebewohl leise André's Hand.

— Wie? So wollt Ihr Euch trennen? rief Henriette, am Verlobungstage! Wahrhaftig! Ihr liebt Euch also nicht?

— Was will sie damit sagen? fragte André Genevièven und zwang sich, unbefangen zu erscheinen, aber er zitterte unwillkührlich.

— Nun, mein Gott, man küßt sich doch! sagte Henriette. Das sind schöne Verliebte, die nicht das einmal wissen!

— Wenn es so Gebrauch ist, sagte André bewegt, werden Sie dann nicht darein willigen, Mademoiselle?

— Aber wissen Sie wohl, sagte Geneviève fröhlich, daß Henriette morgen in der ganzen Stadt umhergehen und es weiter erzählen wird?

— Desto besser, sagte André, ein wenig dreister; das wird dann eine Verpflichtung sein, die Sie unterschrieben haben und die der Nachricht von unsrer Verheirathung noch mehr Gewicht geben wird.

— O, dann willige ich nicht ein, sagte sie; ich will mich noch zu Nichts verpflichten.

— Nun gut, versetzte André, der sie schon in seinen Armen hielt, aus Freundschaft also, wie Sie eben Henrietten geküßt haben.

— Blos aus Freundschaft! antwortete Geneviève und ließ sich küssen. —

André wurde durch diesen Kuß so verwirrt, daß er später kaum begriff, wie er aus dem Zimmer gekommen

war. Er befand sich mit Henrietten auf der Straße, ohne zu wissen, was aus der Treppe geworden war. Indeß als er sich später auf diesen Augenblick der Trunkenheit besann, mischte sich eine peinliche Erinnerung mit hinein. Geneviève war ein wenig erröthet, aus Scham; aber ihr Blick war klar, ihre Hand ruhig geblieben und ihr Herz hatte nicht gebebt. Es ist meine Galathee, sagte er, aber sie hat sich nur belebt, um den Himmel zu betrachten. Wird sie von ihrem Gestelle herabsteigen und die Füße neben mir auf die Erde setzen wollen?

Doch die Hoffnung, welche der Jugend niemals fehlt, tröstete ihn bald. Geneviève konnte bei einem so edlen Geiste unmöglich ein gefühlloses Herz haben; ihre Seelenruhe konnte nur eine Folge von der äußersten Keuschheit ihrer Gedanken, ihrem einsamen und beschaulichen Leben sein. Schon hatte er einen seiner schönsten Träume sich verwirklichen sehen: er war der Rathgeber, die Aufklärung dieser heiligen Unwissenheit gewesen; jetzt blieb ihm noch ein berauschenderes Gelübde zu erfüllen: er mußte sich selbst zwischen sie und die Gottheit stellen, die er Genevièven kennen gelehrt. Er mußte aufhören der Priester zu sein und der Gott selber werden. Die Begeisterung André's, der volle Schlag seines Herzens bebte einem solchen Triumphe entgegen und seine nach zärtlichen Gefühlen begierige Seele konnte nicht an die Gleichgültigkeit einer andern Seele glauben.

Geneviève ihrerseits empfand einen gewissen Schauer. Die Worte André's, seine schüchternen Liebkosungen, seine leidenschaftlich betonte Sprache hatten sie in eine Art Unruhe versetzt; und obwohl sie beinahe wünschte, dieselben Gefühle zu empfinden, konnte sie sich doch mitunter eines Mißtrauens gegen diese Ueberspannung nicht erwehren, von

der sie niemals eine Ahnung gehabt, und deren sie niemals fähig zu sein befürchtete.

Indessen ist es so süß, sich geliebt zu wissen, daß Geneviève sich gern diesem neuen Glücke hingab; sie gewöhnte sich an den Gedanken, daß sie nicht mehr allein in der Welt sei; daß eine andre Seele zu jeder Stunde mit der ihrigen sympathisire, daß sie in Zukunft nicht allein den Verdruß und die Plagen des Lebens zu tragen haben werde. Sie stellte diese Betrachtungen an, als sie am andern Morgen sich ankleidete; und wenn sie diesen Morgen mit dem vorigen verglich, so mußte sie sich gestehen, daß sie viel Muth bedurft hätte, um den Kummer von gestern zu ertragen und daß nun dieser neue Tag süß und still ihr heraufziehe unter dem Schutze eines ihr ergebenen Herzens. Ueberdies, sagte sie sich, André ist rechtschaffen; wenn er auch heute die Liebe, die er zu mir hegt, in seinen eignen Augen übertreibt, so wird ihm wenigstens immer so viel Bravheit im Herzen bleiben, daß er mir seine Freundschaft bewahrt. Ich werde nie aufhören, ihrer werth zu sein, warum sollte er sie mir also entziehen? Und dann, wer weiß? Warum sollte ich mich weigern, all' die schönen Worte zu glauben, die er mir sagt? Er weiß in allen Dingen mehr als ich und er muß also besser über die Zukunft urtheilen können.

Indem sie so mit sich selber sprach und vor einem kleinen Spiegel ihr Haar machte, besah sie ihre Züge mit Neugier und rückte sogar den Spiegel dem Fenster näher: sie betrachtete ihre zarten, wie ein Blumengewebe durchsichtigen, Wangen und bemerkte, daß sie hübsch sei. Manchmal habe ich es geglaubt, dachte sie, aber ich wußte nicht, ob es blos Jugendreiz oder Schönheit sei. Wenn aber André, nachdem er mich nur einen Augenblick gesehen, ein ganzes Jahr lang in mich verliebt geblieben ist, so muß ich doch

noch etwas mehr besitzen als die Frische der Jugend. André hat auch ein hübsches Gesicht: was hatte er für schöne Augen gestern Abend! Und wie weiß seine Hände sind! Wie herrlich er spricht! Welch ein Unterschied zwischen ihm und Joseph und allen den Andern!

Sie blieb lange Zeit nachdenklich vor ihrem Spiegel stehen und vergaß ihre herabfließenden Haare aufzubinden; ihre Wangen waren leise geröthet und ein reizendes Lächeln verschönte sie noch. Sie war spät aufgestanden und der Morgen war schon sehr vorgerückt. André trat in das erste Zimmer, ohne daß sie es hörte, plötzlich aber bemerkte sie, daß er in das Atelier getreten war: er hatte gehustet, um sie herbei zu rufen.

Sie stand so hastig auf, daß sie den Spiegel fallen ließ und ein Schrei ihr entfuhr. André erschrak über den Lärmen, welchen der fallende Spiegel machte, noch mehr über den Schrei, glaubte, sie befinde sich unwohl und stürzte in ihr Schlafzimmer. Er fand sie stehend, mit ihrem weißen Kleide angethan und ganz von ihrem schwarzen Haar bedeckt. Das erste, was sie that, war, daß sie lachte, da sie André's Schreck über eine so geringfügige Ursache sah; aber bald wurde sie ganz verwirrt über die Art, wie André sie ansah. Er hatte sie nie so schön gesehen. Die Haube, welche sie wie alle Grisetten von L... trug, hatte André verhindert, zu wissen, ob sie schönes Haar habe: als er diese neue Vollkommenheit entdeckte, blieb er in ganz naïver Verwunderung stehen und Geneviève wurde durch die langen, feinen, glatten Haare hindurch, welche ihr über die Wangen flossen, ganz roth.

— Gehen Sie hinaus, sagte sie zu ihm, und während ich mich frisire, gehen Sie in's Atelier und suchen Sie eine Rose, welche ich gestern Abend gemacht habe. Die

Nacht kam und das Fieber ergriff mich, als ich sie fertig hatte; Sie haben sie vielleicht mit den Füßen zertreten in Ihren Berathungen mit Henriette.

— Das wolle Gott nicht! sagte André; und ungern gehorchend ging er, und suchte auf dem Tische im Atelier. Die kostbare Rose lag nachläßig mitten unter den Werkzeugen, die zu ihrer Schöpfung gedient hatten. André schrie laut auf, und nun eilte Geneviève, auch erschreckt, in's Atelier mit ihren aufgelösten Haaren: sie fand André, wie er die Rose zwischen zwei Fingern hielt, und sie in einer Art Verzückung betrachtete.

— Oh, Sie haben mir wohl Gleiches mit Gleichem vergelten wollen? sagte sie; was spielen wir denn für ein Spiel?

— Geneviève, Geneviève! antwortete er, das ist ein Meisterstück! Zu welcher Stunde, unter dem Einfluß von welchem Gedanken haben Sie diese bengalische Rose gemacht? Welcher Sylphe hat gesungen, während Sie arbeiteten? Welcher Sonnenstrahl hat diese Blätter gefärbt?

— Ich weiß nicht, was ein Sylphe ist, antwortete Geneviève; aber die Sonne schien so in mein Zimmer, daß mir die Augen brannten und daß ich, wie ich glaube, davon das Fieber bekommen habe. Ich weiß nicht, wie ich habe arbeiten und zu gleicher Zeit an so viele Sachen denken können. Lassen Sie doch einmal die Rose sehen, ich weiß nicht, wie sie geworden ist.

— Das ist in ihrer Art eine so schöne Sache, erwiederte André, wie das Werk eines großen Meisters: es ist die Natur in all' ihrer Wahrheit und all' ihrer Poesie wiedergegeben. Welche Frische in diesen anmuthigen Blättern! Welche Feinheit im Innern des Kelches! Welche Gefälligkeit in der ganzen Arbeit! Was für wunderbare Stoffe neh-

men Sie denn dazu, Geneviève? Gewiß sind Feen dabei im Spiel!

— Die Fräuleins in der Stadt schenken mir ihre feinsten Batistschnupftücher, wenn sie abgenutzt sind, und mit Gummi und Farbe....

— Ich will nicht wissen, wie Sie es machen, sagen Sie es mir nicht; aber geben Sie mir diese Rose und setzen Sie Ihre Haube nicht auf!

— Sie sind heute ganz närrisch! Nehmen Sie die Rose: es ist wirklich die beste, die ich gemacht habe; ich dachte nicht an Sie, als ich sie machte.

André sah sie mit schmollender Miene an, und bemerkte einen kleinen schelmischen Zug in ihrem Gesichte; er lief ihr nach und erhaschte sie, als sie ihm eben die Thür vor der Nase zuwerfen wollte. Als er sie in seinen Armen hielt, befand er sich in großer Verlegenheit, denn er wagte weder sie zu küssen noch sie gehen zu lassen. Er sah auf ihrer Schulter ihre schönen Haare, und küßte diese.

— Welch sonderbares Wesen! sagte Geneviève erröthend; wem hat man jemals das Haar geküßt? —

## 2.

Man kann sich wohl denken, daß André bei den nun folgenden Unterrichtsstunden sich nicht blos mit der Wissenschaft beschäftigte. Seine Blicke, die Bewegung seiner Stimme, seine zitternde Hand, wenn sie die Genevièvens berührte, sagten mehr als alle Worte: nach und nach verstand Geneviève diese Sprache, der Schlag ihres Herzens gab insgeheim Antwort. Nachdem er ihr die Gesetze des Weltalls und die Geschichte der Welten enthüllt, wollte er sie nun auch in die Poesie einweihen und wußte sie durch Lesung der schönsten Stellen zum Verständniß Goethe's vorzubereiten, seines Lieblingsdichters. Dieser Unterricht ging rascher vorwärts als der frühere. Geneviève faßte mit wunderbarer Leichtigkeit die poetischen Seiten des Lebens auf. Sie verschlang begierig die Bücher, welche André für sie der kleinen Bibliothek des Herrn Forez entnahm. Zuweilen stand sie Nachts auf, um bei Betrachtung des Himmels darüber nachzusinnen. — Die schönsten Gedanken ihrer geliebten Dichter wandte sie auf ihre und André's Liebe an; und diese Neigung, die erst so friedlich und sanft sich entfaltete, ge-

wann bald einen unbekannten Glanz. Geneviève erhob sich bis zu ihrem Geliebten, aber diese Gleichheit war nicht von langer Dauer. Frischer noch als er und von stärkerem Geiste, übertraf sie ihn bald. Sie lernte weniger, aber sie bewies ihm, daß sie viel lebhafter, als er, fühlte, was sie wußte; und André war von Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen: er fühlte sich weit über seine Hoffnungen glücklich. Er sah die Begeisterung in dieser jungfräulichen Seele auflodern und sein Herz empfing die ersten Ergießungen der Liebe, die er sie gelehrt hatte.

Indeß hatte Henriette an allen Orten die Nachricht von der bevorstehenden Heirath André's und Genevièvens herumgebracht. Der Erste, dem sie Mittheilung davon machte, war Joseph Marteau, und dieser brach in einen Ausruf des Erstaunens aus, in welchem zur großen Ueberraschung der Nähterin auch nicht die geringste Freude und Billigung zu erkennen war.

— Was? das macht Ihnen kein Vergnügen? sagte Henriette; Sie danken mir nicht, daß es mir gelungen ist, Ihren Freund mit dem hübschesten und liebenswürdigsten Mädchen im Lande zu verheirathen?

Joseph schüttelte den Kopf.

— Das scheint mir, sagte er, der tollste Einfall, den Sie haben erfinden können. Wie zum Teufel sind Sie auf die Idee gekommen?

— Pfui, mein Herr, ich begreife nicht, wie Sie so gleichgültig dabei sein können?

— Das ist mir gar nicht gleichgültig; im Gegentheil es verdrießt mich sehr.

— Sind Sie heute toll? rief Henriette. Habe ich Sie nicht noch gestern sagen hören, daß Sie Genevièven erst wahrhaft schätzten, seit sie Herrn André liebt? Haben Sie

nicht selbst daran gearbeitet, Herrn André in sie verliebt zu machen? Wer hat ihre erste Begegnung veranlaßt? Haben Sie mich nicht gebeten, Genevièven zu Ihnen zu bringen, damit Herr André sie sehen könne? . . .

— Aber doch nicht heirathen! erwiederte Joseph mit einer etwas derben Aufrichtigkeit.

— O wie schändlich! rief Henriette; jetzt verstehe ich Sie, mein Herr; Sie sind ein Bösewicht, ich spreche in meinem Leben kein Wort mehr mit Ihnen. Gerechter Gott! Ein Mädchen verführen und dann verlassen, das scheint Ihnen natürlich und billig; aber sie heirathen, wenn sie ihren Ruf verloren hat, das nennen Sie eine Idee, die der Teufel eingiebt, eine tolle Erfindung! . . . Ah, ich sehe jetzt die Gefahren, denen ich mich aussetzte, als ich Ihre Galanterieen duldete; aber Gott sei Dank, noch ist es Zeit, mich davor in Acht zu nehmen. Arme Mädchen, die wir sind! So mißbraucht man unsre Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit! Mich sollen Sie so nicht täuschen, Herr Joseph. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, auf immer!

Und Henriette lief wüthend urd in Verzweiflung fort. Joseph nahm sich vor, sie ein andres Mal zu besänftigen und suchte André auf. Aber mehrere Tage hindurch war dieser nicht zu finden. Die Zeit über, wo er genöthigt war, Geneviève zu verlassen, brachte er damit zu, auf den Wiesen wie ein Narr umher zu laufen und im Schatten jedes Gebüsches vor Liebe und Wonne zu weinen. Endlich traf ihn Joseph eines Tages, als er eben in die Thür zu seiner Vielgeliebten schleichen wollte, und zog ihn zu seinem großen Mißvergnügen in den benachbarten Garten.

— Nun zum Teufel, sagte er, bist Du toll? Was ist los mit Dir? Soll ich dem Geschwätze Henriettens und der

ganzen Stadt glauben? Hast Du im Ernste die Absicht, Genevièven zu heirathen?

— Gewiß! antwortete André offenherzig. Wozu thust Du mir diese Frage?

— Geh, sagte Joseph, das ist eine Narrheit, wie sie nur ein ganz junger Mensch begehen kann; aber glücklicher Weise ist es noch Zeit, darauf zu denken. Hast Du es Dir ein wenig überlegt, mein lieber André? Weißt Du, wie alt Du bist? Kennst Du Deinen Vater? Hoffst Du, daß er eine Grisette zur Schwiegertochter annehmen wird? Glaubst Du, daß Du nur den Muth haben wirst, mit ihm davon zu sprechen?

— Ich weiß es nicht, antwortete André, durch die letzte Frage etwas verwirrt; aber ich weiß, daß ich die kleine Erbschaft von meiner Mutter her beanspruchen kann und daß sie hinreicht für meine und Genevièvens Bedürfnisse.

— Romanideen, mein Lieber! Man kann mit weniger leben; aber wenn man in einer gewissen Wohlhabenheit gelebt hat, ist es hart, sich auf das Nothwendigste beschränkt zu sehen. Denkst Du daran, daß Dein Vater noch jung ist? Daß er sich wieder verheirathen kann? andre Kinder bekommen, Dich enterben kann? Denkst Du daran, daß Du selber Kinder bekommen wirst, daß Du kein Geschäft hast, es Dir daran fehlen wird, daß Du sie schicklich erziehen lassen kannst? Daß Dir das Elend über den Hals kommen wird und mit ihm Dir die Liebe aus dem Herzen schleichen?

— Niemals, niemals, rief André; die Liebe wird mir Muth geben, alle Entbehrungen zu ertragen, alle Leiden...

— Bah, sagte Joseph; Du weißt nicht, was Du sprichst: Du hast noch nie gelitten, niemals gefastet.

— Ich werde es lernen, wenn es sein muß.

— Und soll Geneviève es auch lernen?

— Ich werde für sie arbeiten.

— Was denn? Thu mir den Gefallen und sage mir, wozu Du geeignet bist? Hast Du Jura studirt? Oder Medizin? Könntest Du Lehrer der Mathematik werden? Kannst Du wenigstens Stiefeln machen oder mit dem Pflug eine gerade Furche ziehen?

— Ich verstehe nichts Nützliches, ich gestehe es, sagte André. Ich habe bisher nur mit Lektüre und Träumereien meine Zeit verbracht. Ich bin nicht stark genug, um ein Handwerk zu treiben; aber das Wenige, was ich weiß, nebst dem Wenigen, was ich besitze, wird mich vor Mangel schützen können.

— Versuch' es nur, und Du sollst sehen...

— Ich denke es zu versuchen.

Joseph stieß vor Verdruß mit dem Fuß auf die Erde.

— Und daß ich es gerade bin, der Dir diese vermaledeite Liebe in den Kopf gesetzt, rief er aus; das vergesse ich mir niemals. Konnte ich mir einbilden, daß Du die erste Gelegenheit zum Vergnügen, die sich Deiner Jugend darbot, ernsthaft nehmen würdest?

— Ich war also ein Elender, ein Nichtswürdiger in Deinen Augen! Du glaubtest, ich würde es mitansehen können, wie Geneviève verläumdet würde, ohne das Unheil, das ich über sie gebracht, wieder gut zu machen?

— Man ist darum noch nicht ein Elender und Nichtswürdiger, sagte Joseph die Achsel zuckend; ich glaube weder das Eine noch das Andre zu sein, und doch mache ich Henrietten die Cour: alle Welt weiß es, und ich lasse sie, so

lange sie will, sich in der süßen Hoffnung wiegen, eines Tages Madame Marteau zu sein. Ich bin ihr Liebhaber und weiter Nichts.

— Sie können von Henrietten leichtfertig sprechen; obgleich ich die Lüge nicht billige, kann ich sie doch bis zu einem gewissen Punkt entschuldigen. Aber können Sie Henriette und Genevièven nur im Geringsten vergleichen wollen?

— Nicht im Geringsten! Ich liebe Henriette ganz närrisch und an Genevièven ist auch kein Haar, das mich versuchen könnte; ich verstehe von der Art Frauenzimmern nichts. Aber ich begreife Deine Lage. Du bist der erste Liebhaber Genevièvens und Du bist ihr mehr Rücksichten schuldig als jeder andern; aber beruhige Dich, Du wirst nicht der letzte sein, und es giebt kein Mädchen, das untröstlich wäre.

— Ich kenne die andern Mädchen nicht, und Sie kennen nicht Genevièven. Darüber können wir also gar nicht sprechen; mach mit Henriette, was Du willst; ich werde mich gegen Geneviève so benehmen, wie es mir Gott zu thun befiehlt.

Joseph erschöpfte sich in Vorstellungen, ohne den Entschluß seines Freundes zu erschüttern; er verließ ihn, um mit Henrietten Frieden zu schließen und tröstete sich über André's Unvorsichtigkeit, indem er sich ganz leise sagte: Glücklicherweise ist noch nicht Alles geschehen und des Marquis rauhe Stimme hat noch nicht in die Sache hineingesprochen!

Dies Ereigniß ließ sich indeß nicht lange erwarten. Geschäftige Freunde hatten Herrn von Morand sehr bald von der Leidenschaft seines Sohnes für eine Grisette in Kenntniß gesetzt. Trotz seines Hasses gegen diese Art Frauenzimmer beunruhigte er sich anfangs wenig darüber. Er

war sogar bis auf einen gewissen Punkt zufrieden damit, indem er André auf diese Art seine Ideen von Auswanderung aufgeben sah. Aber als man ihm zu wiederholten Malen sagte, daß sein Sohn die ernsthafte Absicht gezeigt habe, Genevièven zu heirathen, begann er, obwohl es ihm unmöglich war, daran zu glauben, über diese Art von Prahlerei mißvergnügt zu werden, und beschloß, der Sache auf einmal ein Ende zu machen.

Eines Morgens also, da André eben froh und leicht durch den Thorweg des Hauses ritt, um Geneviève zu besuchen, fiel eine kräftige Hand seinem Pferde in den Zügel und hielt ihn selbst an. Da es noch kaum Tag war, erkannte André im ersten Augenblick seinen Vater nicht gleich, und zum ersten Male in seinem Leben begann er auf den Unverschämten zu fluchen, der ihn anhielte.

— Sachte, mein Herr, antwortete der Marquis; Sie scheinen mir sehr ungehobelt für einen Schöngeist, wie Sie sind. Thun Sie mir den Gefallen, vom Pferde zu steigen und vor Ihrem Vater den Hut zu ziehen!

André gehorchte, und sobald er abgesessen war, befahl ihm der Marquis, das Pferd nach dem Stall zu schicken.

— Soll ich abzäumen? fragte der Stallknecht.

— Nein, sagte André, der in Zeit von einigen Augenblicken wieder frei zu sein hoffte.

— Abzäumen! rief der Marquis mit einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

André fühlte sich ganz kalt überlaufen vor Furcht und folgte seinem Vater auf sein Zimmer.

— Wohin wollten Sie? sagte dieser, sich schwerfällig in seinen großen orangefarbenen Lehnstuhl setzend.

— Nach L..., antwortete André schüchtern.

— Zu wem?

— Zu Joseph! erwiederte André etwas zögernd.

— Wohin gehen Sie alle Morgen?

— Zu Joseph.

— Wo bringen Sie alle Nachmittage zu?

— Auf der Jagd.

— Woher kommen Sie so spät alle Abend? Von Joseph und der Jagd, nicht wahr?

— Ja, mein Vater.

— Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr Gelehrter! Das ist gelogen. Sie gehen weder zu Joseph noch auf die Jagd! Besitzen Sie vielleicht irgend ein schönes geschriebenes Buch über die Kunst zu lügen? Machen Sie mir das Vergnügen, und gehen Sie auf Ihr Zimmer, es dort zu studiren, damit Sie in Zukunft besser damit zurechte kommen. Verstehen Sie mich?

André, empört, sich wie ein Kind behandelt zu sehen, zögerte, erröthete, erbleichte und gehorchte. Sein Vater folgte ihm, schloß ihn zweimal herum ein, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging auf die Jagd.

André war wüthend und trostlos, er verfluchte tausendmal sein Schicksal, und sprang endlich aus dem Fenster. Er ging fort, um eine Stunde bei Genevièven zuzubringen. Aber fürchtend, daß sie über die Härte seines Vaters erschrekken werde, verhehlte er ihr sein Abenteuer und gab ihr, um die Kürze seines Besuches zu entschuldigen, ein angebliches Unwohlsein des Marquis als Grund an.

Der Marquis hatte ziemlich gute Jagd gemacht, vergaß seinen Gefangenen und kam so spät heim, daß dieser vorher zurückgekehrt sein konnte. Als er ihn wieder hinter Schloß und Riegel fand, war der Marquis sehr besänftigt, und nahm ihn ganz freundschaftlich mit zum Essen, indem er einen großen Sieg errungen und seine Macht durch eine

eclatante Handlung an den Tag gelegt zu haben meinte. André seinerseits zeigte auch nicht besondren Groll; er glaubte der Tyrannei entgangen zu sein und klatschte seiner geheimen Rebellion innerlich Beifall zu, als wäre es ein unerschrockener Widerstand gewesen. Sie versöhnten sich, Einer den Andern und Beide sich selbst betrügend, indem der Eine sich schmeichelte, unterdrückt zu haben, der Andre sich einbildete, ungehorsam gewesen zu sein.

Am andern Tage stand André lange vor Tage auf, und sich frei wähnend, wollte er wieder den Weg nach L... einschlagen, als sein Vater wie gestern, nur minder drohend, erschien.

— Ich will nicht, daß Du heute nach der Stadt gehst, sagte er zu ihm; ich habe eine Schonung entdeckt, die ganz voll Schnepfen ist. Du mußt mit mir kommen und fünf bis sechs schießen.

— Sie sind sehr gütig, mein Vater, antwortete André; aber ich habe Joseph versprochen, mit ihm frühstücken zu gehn...

— Du frühstückst alle Tage mit ihm, antwortete der Marquis mit ruhigem, festem Tone. Er wird sich heute wohl ohne Dich behelfen können. Geh, nimm Deine Flinte und Jagdtasche.

André mußte sich wieder darein schicken. Sein Vater behielt ihn den ganzen Tag über bei sich auf der Jagd, ließ ihn zehn Stunden zu Fuß machen, und ermüdete ihn dermaßen, daß er ganz steife Glieder bekam, was dem Marquis einen vortrefflichen Vorwand gab, ihm das Ausgehen zu verbieten. Am nächsten Tage nahm er ihn auf sein Zimmer, breitete die Wirthschaftsbücher auf dem Tische vor ihm aus, und nöthigte ihn, bis zu Tische Additionen zu machen.

Gegen Abend, als er abzukommen gedachte, ließ ihn der Vater Schaafe scheeren.

Am vierten Tage konnte Geneviève ihrer Unruhe nicht widerstehen, sie schrieb einige Zeilen, vertraute sie einem Kinde aus der Umgegend an, und beauftragte es, sie ihm zuzustellen. Die Botschaft kam glücklich in den Hafen, obgleich Geneviève, ihres Geliebten Lage nicht ahnend, gar keine Vorsichtsmaßregeln gegen die Aufsicht des Marquis genommen hatte. Der Zufall begünstigte Genevièvens kleinen barfüßigen Pagen und André las folgende Worte, die ihn mit Liebe und Schmerz durchdrangen:

„Entweder Ihr Vater ist gefährlich krank oder Sie „sind es selbst, mein Freund! Mit Grund und voller „Verzweiflung glaube ich das Letztere. Wenn Sie sich „wohl befänden, würden Sie mir schreiben und mir „Nachricht von Ihrem Vater und über den Grund Ihres „Wegbleibens geben. Sie befinden sich also sehr schlecht, „weil Sie nicht die Kraft haben, an mich zu denken, „und mir die Qualen zu ersparen, die ich erdulde? O „André! Vier Tage ohne Dich zu sehen! Länger kann „ich es nicht ertragen, ohne zu sterben!“

André fühlte seinen Muth wieder wachsen. Ohne Zaudern entfloh er dem Arrest, den ihm sein Vater auferlegt, und lief quer über die Felder nach der Stadt. Er kam dort ermüdeter an durch das Ackerland, die Hecken und Gräben, über welche er gemußt hatte, als wenn er den längeren Weg gegangen wäre. Staubig und athemlos warf er sich Genevièven zu Füßen, und bat, sie an sein Herz drückend, um Verzeihung.

— Vergieb mir, vergieb mir, sagte er, o vergieb mir, daß ich Dir Leiden verursacht!

— Ich habe Ihnen Nichts zu vergeben, André! antwortete sie; was können Sie gegen mich für Unrecht begangen haben? Ich klage Sie nicht an, ich frage Sie selbst nicht einmal. Wie kann ich nur voraussetzen, daß Sie hieran irgendwie die Schuld tragen? Ich sehe Sie und danke Gott dafür.

## 3.

Dieses fromme Vertrauen machte André wahre Gewissensbisse. Er wußte, daß er mit ein wenig mehr Muth schon früher hätte entschlüpfen können, aber er wagte weder seine Knechtschaft noch die Tyrannei seines Vaters zu gestehen. Es ging über seine Kräfte, Genevièven die Schwierigkeiten zu erzählen, welche sie zu überstehen hatte, um sein Weib zu werden. Viele Tage vergingen so, ohne daß er sich entschließen konnte, diesen Zustand zu ändern und entweder dem Zorne des Marquis zu trotzen oder in Genevièvens ruhiger Seele Befürchtungen und Kummer hervorzurufen. Während eines Monates irrte er umher. Man begegnete ihm zu allen Stunden des Tages und der Nacht vom Schlosse nach der Stadt oder von der Stadt nach dem Schlosse durch Wiese und Wald laufend oder vielmehr fliehend: hier suchte er die Unruhe seiner Geliebten zu beschwichtigen, dort den väterlichen Verweisen auszuweichen. In Folge dieser Aufregungen verließ ihn bald die Kraft, er wurde müde, so immer im Kampfe mit seinem Herzen und Charakter zu sein; er bekam das Fieber und versank in Muthlosigkeit und Unthätigkeit.

Bisher war es ihm gelungen, Genevièven all seine schlechten Gründe für die Unregelmäßigkeit und die Kürze seiner Besuche glauben zu machen. Jetzt empfand er eine Art von träger, schwermüthiger Freude, daß er krank war; das war doch nun eine unabweisliche Entschuldigung, die er ihr für seine Abwesenheit angeben konnte; es war zugleich die beste Art, den Vorwürfen und der Aufsicht des Marquis auszuweichen. Das egoistische Bedürfniß nach Ruhe sprach einen Augenblick lauter als die Ungeduld und der Eifer der Liebe: er schloß die Augeu und schlummerte fast erfreut ein, daß er nicht sechs Stunden Weges täglich zu machen und eben so viel Lügen zu erfinden habe.

Eines Abends, als Joseph Marteau an seinem Fenster eine Cigarre rauchte, als erwarte er Jemand, sah er ein weißes Kleid verstohlen durch die Dunkelheit der Gasse huschen und wie zweifelhaft an der kleinen Hausthür anhalten. Joseph bog sich nach dieser geheimnißvollen Gestalt vor und da das Feuer seiner Cigarre ihn in der Dunkelheit kenntlich gemacht hatte, rief ihn eine schwache zitternde Stimme bei Namen.

— O, rief Joseph, das ist nicht Henriette, was bedeutet das?

In zwei Sekunden stieg er die Treppe hinab, lief auf die Straße, umschlang eine zarte Taille und wollte auf gutes Glück seine neue Eroberung küssen.

— Herr Marteau, sagte sie sich losmachend, aus Freundschaft und Christenpflicht, schonen Sie meiner, erkennen Sie mich doch, ich bin Geneviève!

— Geneviève! in Teufels Namen, wie geht das zu?

— Im Namen Gottes, machen Sie kein Geräusch und hören Sie mich an. André ist ernstlich krank. Seit drei Tagen habe ich keine Nachricht von ihm, und erfahre eben,

daß er das Bett hütet und in Fieberphantasieen liegt. Ich habe Henriette gesucht, ohne sie zu treffen. Ich weiß nicht, auf welche Weise ich mich davon unterrichten soll, was auf Schloß Morand vorgeht. Von Stunde zu Stunde wächst meine Unruhe, und ich bin im Begriffe entweder toll zu werden oder zu sterben. Haben Sie Mitleid mit mir und eilen Sie, mir Nachricht von André zu bringen. Sie sind sein Freund, Sie müssen sich ebenfalls beunruhigen . . . Er kann Ihre Gegenwart nöthig haben . . . .

— Wahrhaftig, ich gehe auf der Stelle, antwortete Joseph und nahm den Weg nach dem Pferdestall. Teufel, Teufel, was soll das Alles bedeuten?

Von dieser betrübenden Nachricht ganz in Anspruch genommen und so sehr es ihm möglich war, Genevièvens Besorgniß theilend, begann er sein Pferd zu satteln, und fluchte bei jedem Riemen, den er festschnallte, auf seinen Stallknecht, auf sich selbst. Als er endlich den Fuß in den Steigbügel setzte, bemerkte er bei dem Scheine einer alten Laterne, welche an der Decke des Stalles hing, daß Geneviève da war und ängstlich allen seinen Bewegungen folgte. Sie war so bleich, so gedrückt, daß gegen seine Gewohnheit Joseph gerührt wurde. —

— Sein Sie ruhig, sagte er zu ihr, ich werde bald dort sein.

— Und wieder zurück? fragte Geneviève ihn mit flehender Gebehrde.

— Ja, Teufel, das ist eine andre Sache! Sechs Stunden machen sich nicht so in fünfzehn Minuten. Und dann, wenn André ernstlich krank ist, werde ich ihn nicht verlassen können.

— O mein Gott, was soll aus mir werden? sagte sie, die Hände auf die Brust kreuzend. Joseph, Joseph, rief sie

zärtlich, ihm sich nähernd, retten Sie ihn nur und lassen Sie mich vor Bangigkeit sterben.

— Meine theure Demoiselle, sagte Joseph, beruhigen Sie sich, das Uebel ist vielleicht nicht so groß als Sie befürchten.

— Nein, ich werde mich nicht beruhigen, ich werde warten, werde dulden, werde zu Gott beten. Eilen Sie, schnell... Warten Sie noch, Joseph, fügte sie hinzu und legte ihre kleine Hand auf die rauhe Faust des Reiters; wenn er stirbt, sprechen Sie ihm von mir. Nennen Sie ihm meinen Namen; sagen Sie ihm, daß ich ihn nur einen Tag überleben werde.

Geneviève brach in Thränen aus, Joseph's Augen wurden wider seinen Willen naß.

— Hören Sie zu! sagte er; wenn Sie hier auf mich warten, leiden Sie zu sehr. Kommen Sie mit mir.

— Ja! sagte Geneviève, aber wie fangen wir's an?

— Sie sitzen hinter mir auf. Es ist eine teuflisch schwarze Nacht; Niemand wird Sie sehen. Ich lasse Sie in der dem Schlosse nächsten Meierei zurück. Ich eile, mich von dem zu unterrichten, was dort passirt, und in Zeit von einer Viertelstunde wissen Sie es dann; entweder laufe ich schnell zu Ihnen und sage es Ihnen, oder ich finde André wohl genug, um ihn verlassen und Sie vor Tagesanbruch wieder zurück bringen zu können.

— Ja, ja, mein guter Joseph! rief Geneviève.

— Nun gut, beeilen wir uns, sagte Joseph; denn ich erwarte Henriette in jedem Augenblick und wenn sie uns zusammen abreiten sieht, wird sie uns quälen, daß sie mit will, oder wird mir einen lächerlichen Auftritt von Eifersucht machen.

— So kommen Sie, kommen Sie schnell! sagte Geneviève.

Joseph legte seinen Mantel zusammen und befestigte ihn hinter dem Sattel, um Genevièven einen Sitz daraus zu machen. Darauf nahm er sie auf den Arm und setzte sie sorgsam auf den Rücken des Pferdes; dann stieg er geschickt auf, ohne sie zu geniren; setzte beide Sporen ein und war bald im Freien; aber als er über einen Platz ritt, nöthigte ihn sein Mißgeschick, bei einer von den sechs Laternen vorbeizureiten, welche die Stadt erleuchten; das Licht fiel grade auf sein Gesicht, und er wurde von Henrietten erkannt, die gerade auf ihn zu kam. Mochte er nun keine Zeit mit Auseinandersetzungen verlieren, oder setzte er ein boshaftes Vergnügen darein, ihre Eifersucht rege zu machen; er spornte sein Pferd und ritt schnell bei ihr vorbei, bevor sie noch Genevièven erkennen konnte. Diese, da sie den Treulosen, dem sie ein Rendez-vous gegeben, mit verhängtem Zügel, hinter sich ein Frauenzimmer, fliehen sah, war so überrascht, daß sie nicht einen Schrei ausstoßen konnte, und blieb wie versteinert, bis endlich ihr Zorn in einem Strome von Verwünschungen sich Luft machte, die zu hören Joseph aber schon zu entfernt war.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Geneviève auf einem Pferde ritt. Joseph's war kräftig; aber wenig an diese doppelte Last gewöhnt, machte es Sprünge, um sich davon zu befreien.

— Halten Sie sich nur fest an mich! rief Joseph.

Geneviève dachte nicht daran, Furcht zu haben; unter allen andern Umständen hätte Nichts in der Welt sie zu einer solchen Verwegenheit getrieben. Nachts allein zu reiten mit einem solchen losen Vogel wie Joseph, das war eine ihren Gewohnheiten so sehr als ihrem Charakter widersprechende

Sache; aber sie dachte an Nichts von dem Allen: sie umschlang ihren Cavalier mit dem Arm, ohne sich darum zu bekümmern, daß es ein Mann sei, und sie fühlte sich im Dunkel der Nacht fortgetragen ohne zu wissen ob sie von einem Pferde oder einer Windsbraut entführt werde.

— Wollen wir den kürzeren Weg nehmen? fragte sie Joseph.

— Gewiß! antwortete sie.

— Aber der Weg ist nicht gut, sagte er, der Bach wird sehr hohes Wasser haben, ich sage es Ihnen voraus: werden Sie keine Furcht haben?

— Nein, sagte Geneviève, nehmen wir den kürzeren Weg.

— Dies verteufelte Mädchen fürchtet sich vor Nichts, sagte Joseph zu sich selbst, nicht einmal vor mir. Glücklicherweise raubt mir André's Zustand den Humor, und übrigens bin ich sein Freund . . .

— Was meinen Sie? Es scheint, Sie sprechen mit sich selbst? fragte Geneviève.

— Ich meine, der Weg ist schlecht, antwortete Joseph, und wenn ich fiele, würden Sie mitfallen.

— Gott wird uns schützen, sagte Geneviève mit Inbrunst, wir sind so schon unglücklich genug.

— Ich muß viel Freundschaft für Sie haben, erwiederte Joseph einen Augenblick darauf, daß ich dem armen François zwei Personen auf den Rücken geladen habe; wissen Sie wohl, daß der Weg lang ist, und daß ich lieber mein ganzes Leben lang zu Fuß gehen möchte, als François zuviel thun?

— François heißt er? sagte Geneviève zerstreut; er geht recht sanft.

— O Teufel, halt, halt, hier sind wir an der Fuhrt. Halten Sie mich fest, und ziehen Sie die Füße ein wenig an, ich glaube, das Wasser wird etwas stark sein.

François ging vorsichtig im Wasser vorwärts, aber als er in die Mitte des Baches gekommen war, stand er still, und da er sich von seinen beiden Reitern zu sehr beschwert fühlte, um auf den beweglichen Steinen des Grundes das Gleichgewicht zu behalten, weigerte er sich, weiter zu gehen: das Wasser stieg bereits Joseph bis an's Knie, und Geneviève hatte Mühe genug, ihre Füßchen zu schützen.

— Teufel, sagte Joseph, ich weiß nicht ob wir durchkommen können: François fängt an, den Boden unter den Füßen zu verlieren und der brave Junge wagt es Ihretwegen nicht, zu schwimmen anzufangen.

— Geben Sie ihm den Sporn, sagte Geneviève.

— Das sagen Sie wohl! Ein mit zwei Personen beladenes Pferd kann schlecht schwimmen; wenn ich allein wäre, wäre ich schon am andern Ufer; aber mit Ihnen weiß ich nicht, wie es werden soll. Es ist fürchterlich dunkel, gehe ich zu weit rechts, so kommen wir in den Abzugsgraben und links gerathen wir in die Schleuse. Es ist wahr, François ist nicht dumm und er könnte vielleicht selber am besten die Richtung finden.

— Halten Sie! sagte Geneviève, Gott wacht über uns! Da ist der Mond, der durch die Büsche scheint und uns den Weg zeigt; folgen Sie dem weißen Streifen, den er auf dem Wasser macht.

— Ich traue dem nicht! das sind Dünste und kein wahres Licht; nun, nehmen Sie sich in Acht!

Er gab François die Sporen, und dieser begann nach einigem Zögern zu schwimmen und kam an einen minder tiefen Ort, wo er wieder Grund hatte; aber er machte neue

Schwierigkeiten, weiter zu gehen, und Joseph bemerkte, daß er die Fuhrt verloren hatte.

— Der Teufel weiß, wo wir sind, sagte er; ich habe keine Ahnung davon und sehe nicht, wie wir landen wollen.

— Gehen Sie doch gerade zu! sagte Geneviève.

— Grade zu? Das Ufer ist fünf Fuß hoch und wenn François sich in den Binsen verwickelt, die dort irgendwo stehen müssen, so sind wir alle drei verloren. Das verdammte Gesträuche würde uns wie ein Netz umschlingen, und wenn Sie auch zehnmal die Namen davon auf Lateinisch wissen, Fräulein Geneviève, wir sind doch nichts desto weniger Futter für die Krebse.

— Kehren wir wieder um! sagte Geneviève.

— Das wäre auch nicht besser, sagte Joseph. Wie sollen wir's in diesem Nebel machen? Ich sehe Sie wie am hellen Tage, und zwei Fuß davon, ja Ihr Diener, da weiß man nicht, ob Sand oder Schaum ist.

So sprechend wandte sich Joseph nach Genevièven um, und sah ihr Bein ganz deutlich, welches sich ohne ihr Wissen blos gemacht hatte, indem sie das Kleid in die Höhe gezogen, um nicht naß zu werden. Dieses kleine wunderbar schön geformte und stets so sorgfältig chaussirte Bein störte trotz der üblen Lage, in der sie waren, alle seine Gedanken; indem er es betrachtete, vergaß er, daß er seine eigenen ganz im Wasser hatte und daß er bei der ersten Bewegung, die sein Pferd machen würde, in Gefahr sei, zu ertrinken.

— Nun also! sagte Geneviève, wir müssen uns doch entschließen, es ist hier nicht warm!

— Es ist auch nicht kalt, sagte Joseph.

— Aber es wird spät, André stirbt vielleicht. Joseph, lassen Sie uns weiter, wir wollen uns Gott anvertrauen, mein Freund.

Diese Worte brachten eine seltsame Verwirrung in Josephs Geist: der Gedanke an seinen sterbenden Freund, die liebevollen Ausdrücke Genevièvens und das Bild dieses schönen Beines kreuzten sich auf merkwürdige Weise in seinem Gehirne.

— Nun, sagte er endlich, geben Sie mir die Hand, Geneviève, und wenn nur Einer von uns der Gefahr entgeht, soll er mit André zuweilen von dem Andern sprechen.

Geneviève drückte ihm die Hand, ließ ihr Kleid sinken und schlug selber mit der Ferse dem Pferde in die Seite. François begann wieder muthig zu schwimmen, drang bis auf eine Erhöhung vor und kehrte, anstatt weiter zu gehen, wieder um.

— Er sucht den Weg, er sieht, daß er sich geirrt hat, sagte Joseph. Lassen wir ihm den Willen, ich werfe ihm den Zügel über den Hals.

Nach einigem Umhersuchen fand François die Fuhrt wieder und kam ruhmvoll an's andre Ufer.

— Braves Thier! rief Joseph; dann wandte er sich um, und erstickte einen Seufzer, da er Genevièvens Kleid wieder bis auf den Knöchel niedergehen sah; er konnte sich nicht enthalten, zwischen den Zähnen zu murmeln: „Ach, das kleine Bein!"

— Was sagen Sie da? fragte das unbefangene junge Mädchen.

— Ich meine, François hat prächtige Beine! antwortete Joseph.

— Und die Vorsehung wachte über uns, sagte Geneviève mit einem so frommen Tone, daß Joseph sich ganz umwandte; als er ihren begeisterten Blick, ihr bleiches fast engelhaftes Gesicht sah, wagte er nicht mehr, an das kleine

Bein zu denken und fühlte Gewissensbisse, daß er in einem solchen Augenblicke so aufmerksam darauf gewesen sei.

Sie kamen ohne weitere Begebnisse an die Meierei, wo Joseph Geneviève zurück lassen wollte. Sie gehörte ihm und er glaubte der Verschwiegenheit seiner Meier gewiß zu sein; aber Geneviève konnte sich nicht dazu entschließen, sich ihren Blicken und Fragen auszusetzen. Sie bat Joseph, sie am Rande des Weges eine Viertelstunde vom Schlosse abzusetzen.

— Das ist unmöglich, sagte er zu ihr. Was wollen Sie allein hier machen? Sie werden sich fürchten und frieren.

— Nein, antwortete sie; geben Sie mir Ihren Mantel, ich werde mich dort unten in der Vorhalle von Sanct Sylvan hinsetzen und Ihre Zurückkunft erwarten.

— In der verlassenen Kapelle? Die Vipern werden Sie stechen; und irgend ein Hexenmeister oder Wolfsbanner kommt Ihnen in den Weg.

— Gehen Sie, Joseph, ist's jetzt Zeit, zu scherzen?

— Meiner Treu, ich spaße nicht. Ich glaube nicht einmal an den Teufel; aber ich glaube an Pferdediebe, welche als Geister Nachts auf den Weiden Geschäfte treiben. Diese Leute lieben keine Zeugen und mißhandeln dieselben, wenn sie sie nicht erschrecken können.

— Fürchten Sie Nichts für mich, Joseph, ich werde mich vor ihnen verbergen, wie sie sich vor mir verbergen werden. Gehen Sie und kommen Sie um Gotteswillen wieder schnell zu mir zurück, um mir zu sagen, wie es geht.

Sie sprang leicht zur Erde, nahm Josephs Mantel auf die Schulter und wendete sich in's tiefe Gras der Weiden.

— Ein Teufelsmädchen! sagte Joseph, als er sie wie einen Schatten auf die Kapelle zufliegen sah. Wer hätte sie jemals alles dessen fähig geglaubt? Henriette thäte es gewiß

auch für mich, aber sie würde es nicht so thun. Sie würde Furcht haben; sie würde bei jeder Gelegenheit schreien, sie würde zum Sterben langweilig dabei sein.... sie ist es so schon ziemlich.

Und so vor sich hinplaudernd langte Joseph Marteau im Schlosse Morand an.

Er fand André sehr ernstlich krank und in wildem Phantasiren. Der Marquis wachte die Nacht bei ihm mit dem Arzte, der Amme und Herrn Forez. Joseph wurde mit Dankbarkeit, aber traurig empfangen. Man hegte schwere Befürchtungen, André kannte Niemand; er rief nach Geneviève, er wollte sie sehen oder sterben. Der Marquis war in Verzweiflung, und da er sich von keinem größeren Opfer einen Begriff machen konnte als augenblickliches Verzichtleisten auf seine Autorität, so beugte er sich über ihn hin, sprach mit ihm wie mit einem Kinde, versprach ihm, er solle Genevièven lieben und heirathen dürfen; aber als er sich wieder seinen Gästen näherte, verfluchte er in ihrer Gegenwart dieses jämmerliche kleine Frauenzimmer, das die Ursache von André's Tod sein werde, und sagte, er würde sie todtschlagen, sobald sie ihm unter die Hände käme. Nach Verlauf einer Stunde, als Joseph André sich ein bischen besser befinden sah, ging er weg, Genevièven davon zu unterrichten und sie soviel möglich der Unruhe zu entreißen, in welcher sie sein mußte. Er ging quer durch die Wiesen und war in zehn Minuten bei der Sylvanskapelle: es war dies ein seit langer Zeit den Würmern und Nachtvögeln überlassenes Gebäude. Der Mond beschien mit schwachem Lichte die Ruinen und warf zitternde schräge Strahlen auf die zerstörten Fensterbögen; die Seiten des Schiffes blieben im Dunkel; und Joseph konnte sich eines gewissen unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, als er bei einer verstümmelten

Statue vorbei kam, die im Grase lag, und die er erst zu seinen Füßen bemerkte, als er eben den düsteren Ort durchschreiten wollte. Er war stark und tapfer: zehn Männer hätten ihm nicht Furcht eingeflößt; aber seine ländliche Erziehung hatte wider seinen Willen einige abergläubische Gefühle in ihm zurückgelassen. Er gefiel sich nicht darin, wie es zuweilen poetische Köpfe thun; er erröthete vielmehr darüber, und verbarg seine Schwachheit hinter einer angenommenen Ungläubigkeit.

Sein Stolz konnte die Furcht aus der Kinderzeit her nicht unterdrücken, und besonders nicht die Erinnerung an die Erscheinung des „großen Thiers" in der Meierei, wo er erzogen worden war. Das große Thier erscheint alle zehn Jahre in der Gegend und bringt Schrecken in alle Familien. Es bemüht sich, in die Meiereien zu dringen, um die Ställe zu vergiften und alle Heerden dadurch zu tödten. Die Einwohner sind alle Abend genöthigt, eine Art Belagerung auszuhalten, und nur mit großer Mühe können sie es entfernen, denn Flintenkugeln treffen es nicht und die Hunde fliehen heulend bei seiner Annäherung. Uebrigens ist das Thier oder vielmehr der böse Geist, der seine Gestalt annimmt, von unbeschreiblichem Aussehen: Mehrere haben es schon eine Nacht lang auf dem Rücken getragen (denn die Unvorsichtigen, welche sich von ihm beim Mondenscheine auf den Wiesen treffen lassen, sind tausend teuflischen Neckereien ausgesetzt); aber Niemand hat es noch genau gesehen. Man weiß blos, daß es nach Gefallen die Gestalt wechseln kann. In Zeit von einigen Augenblicken geht es von der Größe einer Ziege zu der eines Kaninchens über, so wie von der Gestalt eines Wolfes zu der eines Stieres; aber es ist kein Kaninchen, keine Ziege, kein Wolf, kein Stier, es ist eben das große Thier, die Plage des Landes, der Schrecken

der Einwohner und der traurige Vorbote einer kommenden Viehseuche.

Joseph erinnerte sich unwillkührlich aller der erschrecklichen Ueberlieferungen, aber wenn sein Geist auch nicht stark genug war, sie von sich zu weisen, so fühlte er doch Muth und Armesstärke genug, um niemals vor der Gefahr zu weichen.

Er verwunderte sich, Genevièven an dem Orte, welchen sie ihm angegeben, nicht zu finden, als plötzlich ein Kettengerassel ihn veranlaßte, den Kopf rasch umzudrehen, und er sah drei Schritte von sich die unbestimmte Form eines vierfüßigen Thieres, dessen langes bleiches Gesicht ihn aufmerksam zu betrachten schien. Die erste Bewegung Josephs war, daß er den Stiel seiner Peitsche aufhob, um auf das furchtbare Thier loszuschlagen; aber zu seiner großen Beschämung sah er ein junges weißes halbwildes Fohlen, welches hierher gekommen war, um das Gras von den Gräbern abzufressen und erschreckt floh, mit seiner Spannkette über das Steinpflaster der Kapelle rasselnd.

Joseph, über seine Furcht beschämt, drang ins Innere des Schiffes: ein Kreuz von Holz bezeichnete die Stelle, wo der Altar gestanden hatte. Geneviève lag vor diesem Kreuze auf den Knien, sie hatte ihr Umschlagetuch von weißem Musseline wie einen Schleier um ihren Kopf geschlungen, und die Unbeweglichkeit, mit welcher sie in Andacht versunken war, hätte ein erhitzteres Gehirn als Josephs veranlassen können, sie für einen Geist zu halten. Erstaunt, Geneviève in einer so ruhigen Haltung zu finden und die Bewegung nicht begreifend, welche dieses in der Nacht inmitten der Ruinen kniende Weib ihm verursachte, fühlte der brave Landbursche etwas wie ein Gefühl von Ehrfurcht, das ihn hinderte, dieses fromme Gebet zu stören; aber bei dem Ge-

räusch, das Josephs Tritte machten, kehrte Geneviève sich um und befragte ihn, sich halb aufrichtend, mit unruhiger Miene.

Er war beinahe versucht, sie zu täuschen und ihr die Wahrheit zu verbergen; aber sie erklärte sich sein Schweigen und rief händeringend:

— In Himmels Namen! quälen Sie mich nicht länger mit Ungewißheit . . . wenn er todt ist! . . . Ja, ich sehe es . . . er ist todt! . . . Und sie lehnte sich wankend an das Kreuz.

— Nein, nein, sagte Joseph schnell; er lebt, er ist noch zu retten.

— O Dank! Dank! sagte Geneviève; aber sagen Sie mir die Wahrheit, ist es sehr bös mit ihm?

— Bös? gewiß. Die zweideutige Antwort des Arztes lautete: wenig zu fürchten, wenig zu hoffen, das heißt: die Krankheit folgt ihrem gewöhnlichen Laufe und hat Nichts in sich, was man nicht bekämpfen könnte, aber nichts destoweniger ist es eine schwere Krankheit, die häufig keinen Pardon giebt.

— In diesem Falle, sagte Geneviève nach einem Augenblicke Schweigens, kehren Sie wieder zu ihm zurück, ich will hier für ihn beten.

Sie warf sich wieder auf's Knie und ließ ihren Kopf auf die gefaltenen Hände sinken mit so trauriger, entsagender Gebehrde, daß Joseph tief davon gerührt wurde.

— Ich will wirklich wieder hingehen, antwortete er, aber ich werde gleich her zu Ihnen kommen, sobald es ein wenig besser geht.

— Hören Sie, Joseph, wenn er diese Nacht sterben sollte, ich muß ihn sehen, ihm das letzte Lebewohl sagen. So lange ich noch ein wenig Hoffnung habe, fühle ich nicht

den Muth, mich im Hause zu zeigen; aber wenn ich nur noch einen Augenblick habe, um ihn auf Erden zu sehen, soll Nichts in der Welt mich verhindern, diesen Augenblick zu benutzen. Schwören Sie mir, daß Sie mich davon benachrichtigen wollen, wenn Alles verloren ist, wenn er und ich nur noch eine Stunde zu leben haben?

Joseph schwur es.

— Ich weiß nicht, was sie in der Stimme hat, oder welcher Worte sie sich bedient, dachte er sich entfernend, aber sie könnte mich weinen machen wie ein Kind.

## 4.

Geneviève betete lange Zeit; dann wickelte sie sich in Josephs Mantel und setzte sich mit dumpfer Resignation auf einen Grabhügel; darauf betete sie wieder und schritt unter den Ruinen umher, ängstlich auf den Fußsteg sehend, auf welchem Joseph kommen mußte. Allmählig wurde ihre Unruhe immer unerträglicher, überstieg ihren Muth und machte ihr das Herz bluten. Sie betrachtete den Mond, den sie hatte aufgehen sehen und der jetzt schon sich über dem Horizonte niedersenkte. Die Luft wurde feuchter und kälter und meldete die nahende Dämmerung, und Joseph war immer noch nicht zurück.

Nachdem sie so lange gekämpft hatte, als es ihre Kräfte erlaubten, verlor sie den Muth, und sich einbildend, daß André gestorben sei, hüllte sie das Gesicht in Josephs Mantel um ihr Geschrei zu ersticken. Dann beruhigte sie sich ein wenig, indem sie daran dachte, daß in diesem Falle ja Joseph nichts mehr bei seinem Freunde zu thun habe und schon wieder zu ihr zurückgekehrt sein würde. Aber darauf redete sie sich ein, daß André im Sterben läge und Joseph sich

nicht entschließen könne, ihn zu verlassen, in der Furcht zu spät wiederzukommen und ihn dann todt zu finden. Dieser Gedanke ward so mächtig in ihr, daß die Minuten ihrer Ungeduld wie Jahrhunderte hinzuschleichen schienen. Endlich stand sie wie wahnsinnig auf, warf Josephs Mantel auf das Pflaster und lief aus allen Kräften den Fußsteig auf der Wiese entlang.

Zwei oder drei Mal stand sie still, um zu horchen, ob Joseph ihr nicht entgegen käme; aber da sie Niemand sah und hörte, setzte sie ihren Lauf desto eiliger fort, und eilte wie ein Blitz durch das Thor des Schlosses.

In der Aufregung einer so traurigen Nacht waren alle Diener im Hause wach, alle Thüren offen. Man sah eine weiße Frau vorüberkommen, die mit Niemand sprach und durch die Höfe nicht zu laufen, sondern zu fliegen schien. Die alte Köchin bekreuzte sich und sagte:

— Ach, unser junger Herr hat vollendet. Da geht sein Geist vorbei.

— Nein, sagte der Kuhhirt, der aufgeklärter war als die Köchin: wenn es der Geist unsres jungen Herrn wäre, hätten wir ihn zum Hause heraus nach dem Kirchhofe gehen sehen müssen, während dies Ding hier vom Kirchhof herkommt und in's Haus hineingeht. Das muß entweder Sanct-Solange oder Sanct-Sylvie sein, die ihn zu heilen kommt.

— Mir scheint, sagte die Milchmagd, es ist wohl eher der Geist seiner Mutter, die ihn holen will.

— Sprechen wir ein Ave für alle Beide, nahm die Köchin wieder das Wort, und sie knieten alle drei unter dem Scheunenthor nieder.

Während dieser Zeit stürzte Geneviève, durch das Licht, das sie an den Fenstern sah, oder vielmehr durch die unsicht-

bare Hand geleitet, welche Liebende einander nähert, athemlos und bleich in André's Zimmer. Aber kaum hatte sie die Schwelle betreten, so warf sich der Marquis ihr wüthend entgegen, und rief, den Arm mit drohender Gebehrde erhebend:

— Was sehe ich da? Was soll das heißen? Hinaus mit Dir, Du unverschämte Ränkemacherin! Hoffst Du mir meinen einzigen Sohn im eigenen Hause zu verführen? Es ist zu spät dazu, ich sag' es Ihnen; er liegt im Sterben und Sie sind Schuld daran, Mamsell! Soll ich mich vielleicht bei Ihnen dafür bedanken?

Geneviève fiel auf's Knie.

— Ich habe das Alles nicht verdient, sagte sie mit erstickter Stimme, aber es ist gleichviel; sagen Sie mir blos, Sie wollen, daß ich ihn sehe.... lassen Sie mich ihn sehen und tödten Sie mich nachher, wenn Sie wollen!

— Ich soll Sie Nichtswürdige ihn sehen lassen! rief der Marquis empört über eine solche Bitte. Sind Sie närrisch oder rasend? Fürchten Sie, ihm noch nicht genug Böses gethan zu haben? Wollen Sie meinen Sohn selbst in meinen Armen noch zu Grunde richten?

Die Stimme versagte ihm, eine Mischung von Zorn und Schmerz schnürte ihm die Kehle zu. Geneviève hörte ihn nicht mehr an; sie hatte die Augen auf André's Bett gerichtet und sah ihn bewußtlos und bleich in den Armen des Pfarrers und des Arztes. Sie dachte nur daran, wie sie sich ihm nähern könne und aufstehend versuchte sie trotz der Drohungen des Marquis auf ihn zuzueilen.

— Tag Gottes! Verfluchtes Geschöpf, schrie er, sich ihr in den Weg stellend, wenn Du noch einen Schritt weiter thust, lasse ich Dich mit Peitschen hinaustreiben.

— Soll mich Gott strafen, wenn Sie sie nur mit einer Feder berühren! sagte Joseph und warf sich zwischen Beide.

Der Marquis wich vor Erstaunen zurück.

— Wie, Joseph? sagte er, Du nimmst die Partei dieser Landstreicherin? Fandest Du nicht, daß ich Recht hatte, sie zu verachten und André zu verhindern....

— Das ist Alles möglich, unterbrach ihn Joseph, aber ich will nicht so mit einer Frau sprechen hören, wie Sie es thun. Gottsblitz! Sie sollten das nicht von mir erst lernen, Herr von Morand!

— Du sollst mir wohl Lehren geben! erwiederte der Marquis. Geh, führe sie zu allen Teufeln, ich will sie nie wieder sehen.

— Geneviève, sagte Joseph und bot dem jungen Mädchen den Arm, kommen Sie mit mir, ich bitte Sie, setzen Sie sich nicht neuen Schmähungen aus!

— Vertheidigen Sie mich denn nicht gegen ihn? antwortete Geneviève und sträubte sich mit Gewalt dagegen, sich fortführen zu lassen. Werden Sie ihm nicht sagen, daß ich weder nichtswürdig noch unverschämt bin? Sagen Sie es ihm, Joseph, sagen Sie ihm, daß ich ein anständiges Mädchen, daß ich Geneviève, die Blumenmacherin bin, welche er einmal in seinem Hause mit Güte aufgenommen hat. Sagen Sie ihm, daß ich Niemandem Böses thun will und kann, daß ich André liebe und von ihm geliebt werde, aber unfähig bin, ihm einen schlechten Rath zu geben.... Herr Marquis, fragen Sie Joseph Marteau, ob ich bin, was Sie glauben; lassen Sie mich an André's Bett treten! Wenn Sie fürchten, daß ich ihm Böses thue, will ich mich hinter dem Vorhange verstecken; aber lassen Sie mich ihn nur ein letztes Mal sehen!... Nachher jagen Sie mich

fort, wenn Sie wollen, aber lassen Sie mich ihn sehen.... Sie sind kein böser Mensch; Sie sind nicht mein Feind; was habe ich Ihnen gethan? Sie können ein Weib nicht mißhandeln; gewähren Sie mir meine Bitte!

So sprechend war Geneviève wieder auf's Knie gesunken und suchte sich einer der dicken Hände des Marquis zu bemächtigen.

Sie war so schön in ihrer Bleiche, mit ihren in Thränen schwimmenden Wangen, ihren schwarzen Haaren, welche vom raschen Laufen ihr auf die Schultern gefallen waren, mit jenem erhabenen Ausdruck, welchen der Schmerz den Weibern giebt, daß Joseph ihre Bitte für unabweisbar hielt. Er dachte, kein Mensch, wie betrübt er auch sei, könne diese Schönheit unbemerkt lassen und ihr widerstehen.

— Nun, mein lieber Nachbar, sagte er, sich mit Genevièven vereinend, gewähren Sie ihr, um was sie bittet; gewiß, Sie sind ungerecht gegen sie. Wer weiß übrigens, ob ihr Anblick André nicht gesund machen würde?

— Tödten wird er ihn! rief der Marquis, dessen Zorn immer in dem Maße stieg, je größer die Sanftmuth und Mäßigung der Andern wurde. Aber glücklicher Weise ist das arme Kind nicht im Stande gewahr zu werden, daß diese Unverschämte hier ist. Gehen Sie, Mamsell, und hoffen Sie nicht, mich durch Ihre niedrigen Liebkosungen zu besänftigen; gehen Sie oder ich rufe meine Stallknechte, um Sie hinauszuwerfen.

Zu gleicher Zeit stieß er sie rauh von sich, daß sie in Josephs Arme fiel.

— Nein, das ist zu stark! rief dieser: Marquis, Du bist ein Säufer, ein Bauer; dieses ehrliche Mädchen wird mit Deinem Sohne sprechen, und wenn Du das übel nimmst,

so brauchst Du es nur zu sagen: hier ist Einer, der dafür einsteht!

So sprechend zeigte Joseph dem Marquis eine seiner Fäuste, während er mit dem andern Arm Genevièven hielt und sie nach André's Bett hinzog. Herr von Morand, erst stutzig, wollte sich auf ihn werfen. Aber Joseph nahm nach dem Landesgebrauch einen Strohhalm, den er schnell aus André's Bett zog, legte ihn zwischen sich und den Marquis und sagte:

— Halt, Marquis; noch ist es Zeit, Dich zu besinnen und Dich ruhig zu halten! Ich wäre in Verzweiflung, gegen einen Freund und einen Mann Ihres Alters zu verstoßen. Aber der Teufel soll mich zerreißen wie diesen Strohhalm, wenn ich mich insultiren lasse, und wäre es auch von meinem eigenen Vater; verstehen Sie mich?

— Meine Brüder, in Christi Namen! Enden Sie diesen anstößigen Auftritt, sagte der Pfarrer; Herr Marquis, Ihr Sohn erkennt dieses junge Mädchen, es ist vielleicht Gottes Wille, daß sie ihn wieder in's Leben zurückrufen soll. Es ist ein frommes Mädchen und hat gewiß mit Inbrunst gebetet. Wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Sohn sie heirathe, so benehmen Sie sich wenigstens mit der Würde und der Ruhe, die einem Vater zukommt. Ich werde Ihnen helfen, diesen Kindern begreiflich zu machen, daß ihre Pflicht ist, zu gehorchen. Aber in diesem Augenblicke müssen Sie etwas nachgeben, wenn Sie wollen, daß man später Ihnen gänzlich nachgiebt. Und Sie, Herr Joseph, sprechen Sie nicht mit dieser Heftigkeit und drohen Sie diesem Greise nicht am Schmerzenslager seines einzigen Kindes, das vielleicht bald das Todbett eines Christen sein wird.

Joseph hatte eine Art Ehrfurcht vor der geistlichen Würde und fromme Ermahnungen nicht abgeschworen. Er

war im Stande, in der Schenke obscöne Lieder zu singen und mit dem Glase in der Hand über heilige Dinge zu lachen; aber er würde es nicht gewagt haben, mit dem Hut auf dem Kopfe in eine Dorfkirche zu treten, um keinen Preis der Welt würde er den alten Priester beleidigt haben, der ihm die erste Communion gegeben.

— Herr Pfarrer, sagte er; wir sind Narren: Herr von Morand möge heute Abend ruhig bleiben, morgen will ich ihn um Verzeihung bitten.

— Ich will Nichts von Verzeihung wissen, antwortete der Marquis mit mürrischem Tone, der andeutete, daß sein Zorn zur Hälfte besänftigt sei; und was den Herrn Pfarrer da anbetrifft, so thäte er wohl, seine Predigt bis zur Zeit der Messe aufzusparen.... Das Mädchen möge hinausgehen; und dann mag Alles zu Ende sein.

— Lassen Sie sie bleiben, mein Herr, nahm der Arzt das Wort; Ihr Sohn empfindet wirklich Erleichterung seit ihrer Anwesenheit. Sehen Sie ihn an, seine Augen haben ein wenig Beweglichkeit wiedergewonnen, und es scheint, als suche er sich auf seine Lage zu besinnen.

Wirklich begann André nach der vollkommensten Regungslosigkeit, welche dem Delirium gefolgt war, das Gedächtniß wiederzufinden, und kaum erkannte er die Züge Genevièvens, so fing eine kindische Freude sich in seinen schlaff gewordenen Zügen zu verbreiten an. Genevièvens Hand, welche die seinige drückte, erweckte ihn vollends. Er zuckte krampfhaft zusammen, wandte sich nach den Personen um, die ihn umgaben, und die er noch unbestimmt zu erkennen schien, und sagte zu ihnen mit naivem, kindischen Lächeln: *das ist ja Geneviève!* Und dann betrachtete er sie wieder mit allen Zeichen einer sanften Genugthuung.

— Nun ja, es ist Geneviève! sagte der Marquis, nahm den Arm des jungen Mädchens und stieß sie auf seinen Sohn zu; dann setzte er sich an den Kamin, halb glücklich, halb ärgerlich.

— Ja, es ist Geneviève! sagte Joseph triumphirend, und schrie für den schwachen Kopf seines Freundes viel zu stark.

— Es ist Geneviève, die für Sie gebetet hat, sagte der Pfarrer mit sanfter, einschmeichelnder Stimme und beugte sich über den Kranken. Danken Sie Gott mit ihr.

— Geneviève!... sagte André, den Pfarrer und seine Geliebte abwechselnd mit überraschter Miene betrachtend. Geneviève und Gott!

Er sank erschöpft wieder zurück, und alle Umstehenden beobachteten ein frommes Schweigen. Der Arzt stellte einen Stuhl hinter Genevièven, und drückte sie sanft nieder. Sie blieb also bei ihrem Geliebten, der von Zeit zu Zeit erwachte, sich ruhig umsah und bei dem lieben Druck ihrer Hand sich wieder besänftigte. Bei jeder Bewegung seines Sohnes drehte sich der Marquis auf seinem Lederstuhle herum und machte Miene aufzustehen. Aber Joseph, der auf der andern Seite des Kamines saß und eine hinter dem Spiegel stecken gebliebene alte Zeitung las, winkte ihm mit Augen und Mund den nachdrücklichen Befehl zu, sich still zu verhalten. Der Marquis sah in der That André wieder einschlummernd, auf Genevièvens Schulter sinken, und in der Furcht, ihn zu stören, blieb er unbeweglich. Man kann sich nicht einbilden, wie fürchterlich die Qualen dieses heftigen, herrschsüchtigen Mannes während dieser Paar Stunden stiller Nachtwache waren.

Der Arzt hatte sich auf eine Matratze geworfen und schlief mitten im Zimmer; wie eine Schildwacht lag er vor

dem Bette seines Kranken, bereit, beim geringsten Geräusche aufzuwachen und durch eine drohende Sentenz das Gewissen des Marquis zu erschrecken, wenn er die beiden Liebenden trennen wollte. Joseph war ermüdet und bewegt, und verstand Nichts von seinem Zeitungsblatte, das mindestens sechs Monate alt war; von Zeit zu Zeit fiel er in einen Halbschlaf, wo er die Gegenstände und Gedanken, die ihn in dieser Nacht beunruhigt hatten, verwirrt durcheinander schweben sah: erst der angeschwollene Bach, der ihn und sein Pferd mit fortriß, fern von Genevièven, die schon halb ertrunken war; dann wieder der sterbende André, der Genevièven von ihm verlangt; dann wieder der Leichenwagen André's, dem Geneviève folgte, die unversehens ihr Röckchen aufhob und ihr niedliches Bein sehen ließ.

Bei dieser letzten Erscheinung machte Joseph eine große Anstrengung, um den Dämon der Begehrlichkeit vom heiligen Wege der Freundschaft zu entfernen, und wachte jählings auf. Dann unterschied er beim sterbenden Scheine der Lampe das rothe Gesicht des Marquis, der mit krampfhaft zuckender Ungeduld kämpfte; und ihre Augen begegneten sich wie die Augen zweier Katzen, die dieselbe Maus belauern.

Der Pfarrer las unterdessen bei der Helle des heraufziehenden Tages in seinem Breviere. Ein leises, frisches Lüftchen bewegte die Blätter des Weinstocks, der das Fenster einfaßte und spielte in den wenigen Haaren des braven Mannes. Bei jedem dem Kranken entfliehenden Seufzer legte er sein Buch nieder, hob seine Brille in die Höhe und gab dem armen, glücklichen Paare im Stillen seinen Segen.

Geneviève hatte so viel gelitten und der Trab des Pferdes sie so zerschlagen, daß sie nicht widerstehen konnte. Trotz der Aengstlichkeit ihrer Lage, gab sie dem Bedürfnisse nach

und ließ ihr Köpfchen neben André's niedersinken. Diese beiden sanften, bleichen Gesichter, von denen keines älter, keines männlicher aussah als das andre, ruhten nun eine halbe Stunde lang auf demselben Kissen, zum ersten Male und unter den Augen eines erzürnten, besiegten Vaters, der vor Wuth bei diesem Anblick zitterte, und doch sie nicht zu trennen wagte. —

Als es gänzlich Tag geworden war und der Pfarrer seine Lektüre vollendet hatte, näherte er sich dem Arzte und sie hatten beide eine leise Berathung. Der Arzt erhob sich ohne Geräusch, fühlte André den Puls und die Arterien an der Stirn, und sprach dann wieder mit dem Pfarrer. Dieser näherte sich nun Genevièven, die leise erwacht war und dem Arzte die Hand ihres Geliebten überlassen hatte. Sie hörte dem Pfarrer zu, machte ein ehrfurchtsvolles Zeichen der Ergebung mit dem Kopfe, ging dann zu Joseph und sagte ihm etwas in's Ohr. Joseph stand auf. Der Marquis war endlich eingeschlafen. Als er erwachte, befand er sich mit seinem Sohne und dem Arzte allein im Zimmer. Der Letztere kam auf ihn zu und sagte:

— Der Herr Pfarrer hat es für schicklich und klug gehalten, diese junge Person wegzuführen, deren Gegenwart oder Weggehen einige Stunden später zu heftig auf die Nerven des Kranken hätte wirken können. Ich habe mich vom Pulsschlage unterrichtet. Das Fieber ist beinahe verschwunden, und die Schwäche Ihres Sohnes ließ einen Mangel an Rückerinnerung erwarten. Wirklich ist der Kranke erwacht, ohne Genevièven zu suchen und ohne die mindeste Aufregung zu zeigen. Eben noch hat er mich gefragt, ob ich nicht in der Nacht eine weiße Frau an seinem Bette gesehen hätte. Ich habe ihm eingeredet, er habe von dieser Erscheinung geträumt; lassen Sie ihn in dem Irrthume und hüten Sie sich,

ihm irgend etwas zu sagen, was ein zu lebhaftes Gefühl der Wahrheit in ihm hervorrufen könnte. Ich sehe jetzt, daß diese Krankheit rein moralische Ursachen hat; ich erkläre Ihnen, daß Sie besser als ich Ihren Sohn heilen können. —

— Ja, ja, ich werde ihn schonen, sagte der Marquis, aber hoffen Sie nicht, daß ich meine Einwilligung zu der Heirath gebe. Lieber will ich ihn sterben sehen.

— Die Heirath geht mich Nichts an, sagte der Arzt, aber wenn Sie Ihren Sohn durch Kummer und Gewaltthätigkeiten tödten wollen, so sagen Sie es mir gleich heute: denn in diesem Falle habe ich hier Nichts mehr zu thun.

Der Marquis hatte noch nie eine so herbe Freimüthigkeit in seiner Nähe angetroffen. Seit mehr als dreißig Jahren hatte Niemand ihm zu widersprechen gewagt und seit einigen Stunden erlaubten sich Alle, ihm Widerstand zu leisten. In der Furcht, seinen Sohn zu verlieren, behandelte er ihn sanft bis zu seiner Genesung; aber im Grunde seines Herzens häufte er gegen Geneviève einen unversöhnlichen Haß auf.

## 3.

Geneviève kam ermüdet und ein wenig beruhigter bei sich zu Haus an. Joseph ging tagtäglich zu André und alle Abende kam er und stattete Genevièven Bericht ab. Die Heilung des jungen Mannes machte reißende Fortschritte und vierzehn Tage darauf begann er schon im Obstgarten auf den Arm seines Freundes gelehnt spazieren zu gehen. Aber während dieser vierzehn Tage hatte Geneviève einen klaren Blick in die Zukunft gethan. Bisher hatte sie noch niemals den Schauder geahnt, den ihre Heirath mit André dem Marquis einflößte. Sie hatte blos auf unbestimmte Weise Hindernisse vorausgesehen, von denen André ihre Gedanken abzuleiten gesucht hatte; der grausame Empfang des Marquis in jener traurigen Nacht schmerzte sie anfangs nur wenig, aber als ihre Angst mit der Gefahr ihres Geliebten nach und nach aufhörte, richtete sie ihre Blicke wieder auf die Vorfälle, welche sie an sein Bett begleitet hatten. Das Gesicht, die Drohungen, die Beleidigungen des Herrn von Morand kamen ihr wie Erinnerungen eines bösen Traumes wieder in den Sinn. Sie fragte sich, ob sie, die stolze, die

zurückhaltende Geneviève es sei, die so beleidigt, so verunehrt worden sei. Dann prüfte sie ihr gespanntes Wesen, ihre zweideutige Lage, ihre ungewisse Zukunft; sie sah einerseits sich in den Augen ihrer Landsleute entehrt, wenn sie André nicht heirathete; andererseits sah sie sich verschmäht, zurückgestoßen, verachtet von einem stolzen, starrköpfigen Vater, der ihr unversöhnlicher Feind wäre, wenn sie André seines Verbotes ungeachtet heirathete.

Ein noch grausamerer Gedanke kam dazu. Sie glaubte in dem früheren Benehmen André's dieselbe Aengstlichkeit zu errathen, die sie selbst empfand; sie erklärte sich sein längeres Ausbleiben, seine unruhige, zerstreute Miene bei ihr, seine Ungeduld und seine Furcht, wenn er sie verließ; sie zitterte bei dem Gedanken, sich in einer so schwierigen Lage zu sehen, auf ein so schwaches Rohr gestützt, und im Herzen ihres Geliebten dieselbe Unzuverlässigkeit zu finden als in den Ereignissen selbst, von denen sie bedroht war. Sie warf voll Traurigkeit einen Blick auf den Ruhm und das Glück ihres früheren Lebens und maß zitternd die Breite des unübersteiglichen Abgrundes, der sie schon von der Vergangenheit trennte.

Ruhig und vorsichtig wollte Geneviève, bevor sie sich ihren Befürchtungen überließ, erst wissen, in wieweit sie gegründet seien. Sie befragte Joseph. Es gehörte nicht viel Geschicklichkeit dazu, ihn zum Sprechen zu bringen. Er besaß eine außerordentliche Feinheit, sich aus Verlegenheiten zu ziehen, die nicht über seinen Arm und sein Auge hinausreichten; aber die Empfindlichkeit des Herzens, welche Genevièven eigen war, lag nicht in seinem Bereiche. Er bewunderte sie, ohne sie zu begreifen, er betrachtete sie ganz entzückt wie eine von Wolken umgebene Erscheinung.

Er ließ sich daher durch die anscheinende Ruhe täuschen, mit welcher sie ihn über die Stimmung des Marquis und den Charakter André's befragte. Er glaubte, sie wisse bereits, woran sie sich bei der Hartnäckigkeit des Einen und der Unentschlossenheit des Andern zu halten habe und er gab ihr über diese beiden für sie so wichtigen Fragen die grausamsten Aufschlüsse. Geneviève, welche aus der gänzlichen Kenntniß ihres Unglücks ihren Muth schöpfen wollte, hörte diese traurigen Eröffnungen mit heroischer Kaltblütigkeit an, und wenn Joseph sie getröstet und beruhigt zu haben meinte, indem er ihr sagte: „Guten Abend, Geneviève; Sie müssen sich darüber nicht beunruhigen; André liebt Sie; ich bin Ihr Freund, wir werden dem Schicksal die Spitze bieten!" dann schloß sich Geneviève in ihr Zimmer ein und verbrachte ihre Nächte in fieberhafter Verzweiflung, indem sie das Gift schlürfte, das ihr Josephs Aufrichtigkeit in's Herz geflößt hatte.

Joseph seinerseits begann ein eigenthümliches Interesse an Genevièvens Schmerz zu nehmen und empfand eine sonderbare Ungeduld. Er lauerte auf den Augenblick, wo er André würde sprechen können. Aber André schien eben diesen Augenblick zu fliehen. Je mehr seine körperlichen Kräfte zunahmen, je mehr gewann sein eigenthümlicher Charakter die Oberhand und von Tag zu Tage verdrängte die Furcht immer mehr die Hoffnung, welche sein Vater ihm einen Augenblick hatte durchschimmern lassen. Er wußte nicht, daß Geneviève an sein Bett gekommen war; er wußte nicht, wieviel sie für ihn gelitten hatte; er überließ sich träge dem Wohlsein der Besserung, und wenn er auch aufrichtig den Tag kommen zu sehen wünschte, wo er sie wieder besuchen könnte, so ist es ebenso gewiß, daß er auch den Tag fürchtete, wo sein Vater seine rauhe Stimme erschal-

len lassen würde, um ihn zu fragen: Wo kommst Du her?

Geneviève wartete, um ihn zu beurtheilen und dann einen Entschluß zu fassen, das Benehmen ab, welches er gegen sie zeigen werde. Aber er verharrte in seiner Unschlüssigkeit. Jeden Tag fragte sie Joseph, ob er mit ihm von ihr gesprochen habe, und Joseph antwortete unbefangen: nein.

Endlich glaubte er ihr eine große Tröstung zu bringen, indem er ihr eines Tages erzählte, daß André ihm sein Herz geöffnet, daß er ihm von ihr mit Begeisterung gesprochen, und mit Verzweiflung von der Grausamkeit seines Vaters.

— Und was hat er beschlossen?

— Er hat mich um Rath gefragt, antwortete Joseph.

— Ist das Alles?

— Er hat sich in meine Arme geworfen, hat geweint und mich gebeten, ihm beizustehen, ihn in seinem Unglück zu beschützen.

Genevièvens Lippen umspielte ein kaum merkbares Lächeln. Das war die ganze Aeußerung eines verletzten für immer gebrochenen Herzens.

— Und ich habe versprochen, fuhr Joseph fort, meinen letzten Rock, meinen letzten Blutstropfen für ihn zu geben: für ihn und für Sie, verstehen Sie mich, Mademoiselle Geneviève?

Sie dankte ihm mit zerstreuter Miene, die er für einen Ausdruck der Ungläubigkeit nahm.

— O Sie trauen meiner Freundschaft nicht, ich weiß es, sagte er. André muß Ihnen erzählt haben, daß zu seiner Zeit ich Ihrer Heirath etwas entgegen gewesen bin; ich kannte Sie nicht, Geneviève! Jetzt, da ich weiß, daß

Sie brav und wacker sind, jetzt würde ich für Sie nicht weniger thun als für meine eigene Schwester.

— Ich glaube es, mein lieber Herr Marteau, sagte Geneviève, ihm die Hand reichend. Sie haben mir während dieser schrecklichen vierzehn Tage schon viel Proben von Freundschaft gegeben. Jetzt bin ich über André's Gesundheit beruhigt und Dank Ihnen habe ich, ohne zu sterben, die fürchterlichsten Beängstigungen ertragen. Ich werde Ihre Theilnahme nicht länger mißbrauchen; ich habe eine Cousine in Gueret, die mich zu sich ruft, und ich werde zu ihr gehen.

— Wie, Sie verreisen? sagte Joseph, dessen Gesicht plötzlich und ohne sein Wissen eine Traurigkeit ausdrückte, wie noch niemals. Und wann? Auf wie lange Zeit?

— Ich reise bald, Joseph, und weiß nicht, wann ich wiederkommen werde.

— Wie, Sie wollen die Gegend verlassen, in dem Augenblicke, wo André wieder gesund ist, und alle Tage wieder Sie wird besuchen können?

— Wir werden uns niemals wiedersehen! sagte Geneviève bleich, die Augen zum Himmel gerichtet.

— Unmöglich, unmöglich! rief Joseph. Was hat er verbrochen? Was haben Sie ihm vorzuwerfen? Soll er vor Kummer sterben?

— Das wolle Gott nicht! Sagen Sie ihm, Joseph, es sei eine sehr eilige Sache.... meine Cousine sei gefährlich erkrankt und das habe mich genöthigt, abzureisen; ich würde bald wiederkommen; später... sagen Sie ihm erst, in einigen Tagen, dann sagen Sie ihm: in einigen Wochen und dann in einigen Monaten; übrigens werde ich schreiben; ich werde Vorwände finden; ich werde ihm erst

Hoffnung lassen und ihn allmählig daran gewöhnen, ohne mich auszukommen.... und er wird mich vergessen!

— Der Teufel soll ihn holen, wenn er Sie vergißt! sagte Joseph mit bewegter Stimme; was mich betrifft, und wenn ich hundert Jahre lebte, ich vergäße Sie nicht... Aber nun sagen Sie mir doch, Geneviève, warum wollen Sie reisen, wenn Sie nicht auf André erzürnt sind?

— Nein, ich bin nicht erzürnt auf ihn, sagte Geneviève sanft. Das arme Kind! Wie sollte ich ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er als Sklave geboren ist? Ich beklage ihn und liebe ihn, aber ich kann ihm zu Nichts mehr gut sein, ich werde ihm nur Schaden zufügen. Sehen Sie denn nicht, daß diese unglückliche Liebe ihm schon soviel Unruhe und Aufregung verursacht hat, daß er beinahe daran gestorben ist? Sehen Sie nicht, daß unsre Heirath unmöglich ist?

— Nein zum Henker, das sehe ich nicht. André hat ein unabhängiges Vermögen; er wird bald in dem Alter sein, es fordern zu können und sich der Autorität seines Vaters zu entziehen.

— Das ist ein schrecklicher Ausweg! Und er soll ihn nie ergreifen, wenigstens, wenn ich ihm rathen darf.

— Aber ich werde ihn dazu bestimmen! Ich! sagte Joseph sich in die Brust werfend.

— Das würde ganz vergebens sein, antwortete Geneviève mit Festigkeit. Dergleichen Entschlüsse werden zuweilen auch für die redlichsten Herzen zur Nothwendigkeit; aber damit sie nichts Gehässiges haben, müssen alle Mittel und Wege der Sanftmuth und Einigung schon erschöpft sein: man muß bereits Alles versucht haben, um den väterlichen Willen zu beugen: und André kann nur heimlich seinem Vater ungehorsam sein oder ihm aus der Ferne trotzen.

— Das ist wahr! sagte Joseph von dem richtigen Blicke Genevièvens überrascht.

— Ich meines Theils, fügte sie hinzu, ich könnte mich nicht so herablassen, einen Mann wie den Marquis von Morand mit Bitten zu belästigen, ebenso wenig aber mich zu der Dreistigkeit aufschwingen, ihn mit seinem Sohne zu entzweien. Wenn ich auch keine Gewissensbisse darüber hätte, so würde es mir doch gewiß leid thun; denn André würde nach einer solchen Verläugnung der Schüchternheit seines Charakters und der Sanftmuth seiner Seele weder glücklich noch ruhig mehr sein. Es ist daher nothwendig auf diese unkluge, romanhafte Heirath zu verzichten: noch ist es Zeit... André hat noch keine Verpflichtungen gegen mich....

Indem sie die letzten Worte sprach, überzog Genevièvens Gesicht eine stolze Röthe und Joseph, der zweifelsüchtigste Mensch auf der Welt, wenn es sich um die Tugend einer Grisette handelte, fühlte seine Ansichten besiegt und glaubte plötzlich auf Genevièvens Stirn ihre unverletzliche Reinheit zu lesen.

— Hören Sie mich, sagte er aufstehend und ihre Hand mit freundschaftlicher Derbheit ergreifend, ich bin weder galant, noch romanhaft; ich habe um Ihnen zu gefallen weder André's Geist noch seine Kenntnisse. Er liebt Sie übrigens und Sie lieben ihn.... Ich habe also Ihnen weiter Nichts zu sagen....

Er ging schnell hinaus, und glaubte Etwas gesagt zu haben. Geneviève folgte ihm erstaunt mit den Blicken und suchte sich die Bewegung zu erklären, welche sein Gesicht und seine ganze Haltung verrieth, aber sie konnte die Ursache davon nicht entdecken und beschäftigte sich wieder mit ihrem eigenen Kummer. Schon seit vielen Tagen hatte sie

nicht mehr den Muth zu arbeiten; vergeblich versuchte sie es, sich dazu hinzusetzen: heftige Zuckungen überkamen sie, sobald sie sich über den Tisch beugte, und ihre zitternden Hände konnten weder das Ausschneideeisen noch die Scheere halten. Lesen that ihr noch übler. Ihre Einbildungskraft fand auf jeder Seite eine neue Ursache zum Kummer. Ach, sagte sie da, das war wohl der Mühe werth, mich zu lehren, was man wissen muß, um Glück zu empfinden!

Seit einer Stunde weinte sie an ihrem Fenster als sie Henrietten kommen sah. Sie hatte Lust, sich einzuschließen und sie nicht zu sich lassen; aber schon lange wich sie ihrer Freundin aus und befürchtete, sie zu beleidigen oder zu betrüben, deshalb trocknete sie rasch ihre Thränen und ergab sich darein, diesen Besuch anzunehmen.

Aber anstatt wie gewöhnlich sie zu umarmen, trat Henriette mit kalter, trockner Miene ein, zog sich ohne Weiteres einen Stuhl herbei und setzte sich darauf steif nieder.

— Meine Liebe, sagte sie zu ihr, nach einigen Augenblicken Schweigens, welche der Vorbereitung zu ihrer Rede und angemessener Haltung geweiht waren; ich komme, um Dir eine Sache zu sagen.

Dann hielt sie inne, um die Wirkung ihres Eingangs zu erforschen.

— Sprich, meine Liebe, antwortete die geduldige Geneviève.

— Ich will Dir nur sagen, versetzte Henriette gegen ihren Willen lebhaft werdend, daß ich nicht zufrieden mit Dir bin: Dein Betragen ist nicht das einer Freundin. Ich spreche nicht von Deinen Pflichten gegen die Gesellschaft überhaupt: Du trittst alle Grundregeln derselben mit Füßen; aber ich beklage mich über Deine Undankbarkeit gegen mich, die ich mich ganz Deinem Dienste und Deinem

Glücke gewidmet habe. Ohne mich würdest Du niemals dahin gelangt sein, André zum Entschlusse zu bringen, Dich zu heirathen; und wirst Du jemals Frau Marquise, so wirst Du sagen müssen, daß Du es mehr meiner Freundschaft als Deiner Klugheit verdankst. Alles was ich von Dir verlange, ist, daß Du bei ihm bleibst und mir Joseph lässest.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte Geneviève mit eisiger Verachtung.

— Ich will sagen, schrie Henriette zornig, daß Du eine kleine Kokette bist, eine Heuchlerin, eine Unverschämte; daß Du Dir den Anschein giebst wie nicht rühr' an, aber daß Du sehr gut die Männer an Dich zu ziehen und zu liebkosen verstehst, die Dir gefallen. Es ist ein Glück für Dich, daß Du so verächtliche Manieren und ein so kaltes Herz hast, denn sonst würdest Du die Liederlichste auf der ganzen Erde sein. Sei was Du Lust hast, ich kümmere mich nicht darum, aber suche Dir Deine Anbeter wo anders als in meinen Armen. Ich jage nicht auf Deinem Gebiete, ich habe niemals mit Deinem Fant von Marquis geliebäugelt. Wenn ich mir die Mühe hätte geben wollen, er wäre nicht so schwer in Flamme zu setzen gewesen, das arme Kind, und meine Augen können sich wohl mit Deinen messen!

Geneviève über diese Sprache empört, zuckte mit den Achseln, und wandte den Kopf voll Abscheu gegen das Fenster.

— Ja, ja, fuhr Henriette fort, spiele nur das fromme Opfer; mich fängst Du damit nicht mehr. Höre, Geneviève, folge ganz Deinem Kopfe, nimm zwei oder drei Galans, mach Dich zum Gelächter und Hohn der ganzen Stadt, ich kann Nichts dafür, ich will mich nicht darein mischen. Aber ich sage es Dir, wenn Joseph Marteau mor-

gen noch einmal zwei Stunden Tête-à-Tête mit Dir zubringt, wie er es nun schon seit vierzehn Tagen thut, dann komme ich mit einem neuen Liebhaber unter Dein Fenster: denn ich bitte Dich zu glauben, daß ich nicht so ohne Vorrath bin und wohl in einer Stunde zwanzig finde, die es mit Joseph Marteau aufnehmen... Aber wisse, daß dieser Liebhaber alle jungen Leute der Stadt mit sich bringen wird, und daß Du mit der schönsten Katzenmusik regalirt werden sollst, die jemals im Lande gehört worden ist. Nicht etwa, weil ich Herrn Joseph liebte, ich kümmere mich so wenig um ihn als um Dich. Aber ich denke noch nicht das gelbe Band an meiner Mütze zu tragen. Ich bin noch nicht in dem Alter, daß ich Lückenbüßer zu sein brauchte.

— Nichtswürdig, nichtswürdig! murmelte Geneviève bleich, und nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Dann nahm sie sich mit aller Kraft zusammen, stand auf und wies Henrietten mit gebieterischer Miene die Thür.

— Mademoiselle, sagte sie, ich bin nur noch einen Abend hier; wenn Sie so wachsam wären als roh, so würden Sie vor einer Stunde, an dieser Thür gehorcht haben, was übrigens ganz Ihrer würdig gewesen wäre: Sie würden mich dann zu Herrn Joseph Marteau haben sagen hören, daß ich die Gegend verlasse, und Sie würden sich dann über den Besitz Ihres Liebhabers beruhigt haben; gehen Sie jetzt, ich bitte! Morgen mögen Sie die Wände dieses Zimmers mit Schimpfreden anfüllen, heut Abend gehört es noch mir. Gehen Sie!

Dies sagend fiel Geneviève in Ohnmacht und ihr Kopf schlug hart an den Fuß des Stuhles an. Henriette, erschreckt und sich über ihr Betragen schämend, warf sich über sie, hob sie auf und trug sie auf ihr Bett. Als es ihr gelungen war, sie wieder in's Leben zurückzurufen, warf sie sich ihr

zu Füßen und bat sie mit Seufzern um Verzeihung, die aus einem von Natur guten Herzen kamen. Geneviève fühlte das, verzieh ihrem jähzornigen Charakter und ihrem Mangel an Erziehung, hob sie auf und umarmte sie.

— Du hättest uns allen Beiden einen unangenehmen Abend erspart, sagte sie zu ihr, wenn Du mich sanft und voller Vertrauen befragt hättest, anstatt mir eine so grausame, unsinnige Szene zu machen. Beim ersten argwöhnischen Worte würde ich Dich haben beruhigen können.

— Ach, Geneviève, hat die Eifersucht Ueberlegung? antwortete Henriette. Nimmt sie sich nur Zeit, ehe sie handelt? Sie schreit, verwünscht und weint, das ist Alles, was sie kann. Wie, mein armes Kind, Du reisest ab, und ich beschuldigte Dich? Aber warum wolltest Du abreisen und hast mir kein Wort davon gesagt? Siehst Du, so machst Du es immer, auch nicht einen Schatten von Vertrauen zu mir! Und warum hast Du denn mehr Vertrauen zu Joseph als zu Deiner Jugendfreundin? Denn eigentlich, ich verstehe es doch noch nicht so recht....

— Aha! kommt Dir Dein Verdacht wieder? sagte Geneviève traurig lächelnd.

— Nein, meine Liebe, antwortete Henriette, ich sehe wohl, daß Du ihn mir nicht entreißen willst, weil Du selbst weggehst. Aber es ist außer allem Zweifel, daß der Dummkopf in Dich verliebt ist....

— In mich? rief Geneviève ganz erstaunt.

— Ja, in Dich, erwiederte Henriette; daß Du Dir Nichts aus ihm machst, dessen bin ich gewiß: denn nicht wahr, Du liebst Herrn André, Du reisest mit ihm weg, wirst Dich außer Landes mit ihm verheirathen?

— Ja, ja, Henriette, Du sollst das Alles später erfahren; heut ist es mir unmöglich, davon zu sprechen: es ist

nicht Mangel an Vertrauen zu Dir, mein Kind. Ich werde Dir von Gueret aus schreiben und Du wirst mein Betragen billigen.... Sprechen wir jetzt von Dir, Du hast also auch Kummer Du?...

— O Kummer zum rasend werden; und Du bist es, meine arme Geneviève, die die Ursache davon ist, gewiß ganz ohne Schuld. Aber was soll ich Dir sagen? Ich kann nicht umhin, anders als sehr vergnügt über Deine Abreise zu sein. Denn im Grunde, Du wirst mit Deinem Geliebten glücklich werden, und ich finde vielleicht mit dem meinigen auch das Glück wieder.

— Wahrhaftig, Henriette, ich wußte nicht, daß es Dein Geliebter war. Du hast immer das Gegentheil behauptet, wenn ich Dich damit geneckt habe. Du klagst darüber, daß Du nicht mein Vertrauen hast; was soll ich denn von dem Deinigen sagen, Lügnerin?

Henriette erröthete, dann faßte sie Muth und sagte:

— Nun ja, es ist wahr, ich habe auch Unrecht gehabt; aber die Sache ist die, daß er mich schon seit langer Zeit närrisch liebt, und aller meiner Vorsicht ungeachtet, hat der Schelm sich so geschickt zu benehmen gewußt, daß es ihm gelungen ist, wieder geliebt zu werden. Nun aber! denkt er mit einem Male an eine Andre. Der Schändliche! Seit jenem Ritte, den Ihr im Mondscheine zusammen gemacht habt, um André zu sehen, der im Sterben lag, ist Joseph nicht mehr bei Sinnen: er spricht nur von Dir, er denkt nur an Dich; an mir findet er gar nichts mehr liebenswürdig. Wenn ich beim Anblick einer Maus oder einer Spinne schreie, sagt er: „O Geneviève fürchtet sich vor Nichts, die ist ein kleiner Dragoner!" Wenn ich ärgerlich werde, sagt er: „O Geneviève erzürnt sich nie, die ist ein kleiner Engel."
Und Geneviève mit den großen Augen, Geneviève mit den

kleinen Füßen.... Alles das ist nicht angenehm von Morgen bis Abend zu hören: so daß ich Dich endlich von Herzen gehaßt habe, meine arme Geneviève.

— Wenn ich Herrn Joseph jemals wiedersehe, sagte Geneviève, so werde ich ihm gewiß Vorwürfe machen für den schönen Dienst, den mir seine Freundschaft geleistet, aber ich werde sobald keine Gelegenheit dazu haben. Indessen muß ich an ihn schreiben; gieb mir das Schreibzeug, Henriette.

— Wie? Du mußt ihm schreiben? rief Henriette mit blitzenden Augen.

— Ja, gewiß, antwortete Geneviève lächelnd; aber beruhige Dich, meine Liebe, der Brief wird nicht zugesiegelt, und Du sollst ihn ihm übergeben. Nur bitte ich Dich, ihn nicht früher als er zu lesen, wenn Du ihn übergiebst.

— O, Du hast Geheimnisse mit Joseph?

— Das ist richtig, Henriette. Ich habe ihm ein Geheimniß vertraut, aber er soll es Dir sagen. Ich erlaube es.

— Und warum sagst Du es ihm zuerst? Hast Du kein Vertrauen zu mir? Hältst Du mich unfähig, ein Geheimniß zu bewahren?

— Ja, unfähig, Henriette, antwortete Geneviève ihren Brief anfangend.

— Was Du thöricht bist! sagte Henriette, sie mit erstaunter Miene ansehend. Du bist die Einzige in der Welt, die auf solche Ideen kommen kann. An einen jungen Mann schreiben, das findest Du ganz in der Ordnung! Und mir den Brief geben, die ich seine Geliebte bin! Und mir zu sagen: Da, es ist nicht zugesiegelt, aber Du wirst es nicht lesen!

— Darf ich Deinem Zartgefühl nicht trauen? sagte Geneviève noch immer schreibend.

— O gewiß; aber es ist immer ein seltsamer Auftrag! Eben habe ich eine fürchterliche Szene mit Joseph gehabt; mit welchem Gesicht soll ich ihm nun Deinen Brief bringen? Einen Brief . . . !

— Aber meine Liebe, ein Brief ist ein Brief; was liegt denn so Zärtliches und Vertrauliches in der Uebersendung eines zusammengefaltenen Papiers?

— Ja, meine Theure, antwortete Henriette, unter jungen Männern und jungen Mädchen findet ein Briefwechsel nur Statt, wenn man darin sich von Liebe unterhalten will. Wovon kann man sonst sprechen, wenn es das nicht ist?

— Wirklich spreche ich ihm auch von Liebe, antwortete Geneviève, aber von der Liebe zu einem Andern; Geh, Henriette, besorge dies Billet, aber gieb es ihm morgen nicht vor Mittag. Nun umarme mich. Adieu! —

## 6.

Geneviève brachte die Nacht damit zu, Alles anzuordnen. Sie setzte ihre Cartons zurecht, und indem sie die Blume berührte, die André so sehr liebte, ließ sie mehr als eine Thräne darauf fallen.

— Das ist, sagte sie zu ihnen mit dem Gedankenschwunge ihres Schmerzes, das ist der Thau, der euch fortan zum Blühen bringen wird. Ach, vertrocknet, ihr traurigen Kinder meiner Liebe! Er allein wußte euch zu bewundern; er allein wußte, warum ihr schön waret! Ihr werdet bleichen und euch entblättern in den Händen der Gleichgültigen; und unter gleichgültigen Menschen werde auch ich hinwelken wie ihr. Ach, wir haben Alles verloren; ihr auch, denn ihr werdet nicht mehr verstanden werden.

Sie machte von den Büchern, die ihr André gegeben, ein andres Paket. Aber der Anblick dieser Bücher war ihr so schmerzlich.

— Ihr habt mich ins Verderben gestürzt, sagte sie. Ich war begierig, euch lesen zu können, aber ihr habt mir viel Wehe bereitet! Ihr habt mich das Verlangen nach

einem Glücke gelehrt, das die Menschen nicht billigen und das mein Herz nicht ertragen kann. Ihr habt mich gezwungen, Alles zu verachten, was mir bisher genügt hatte. Ihr habt meine Seele umgestimmt, ihr hättet aber auch mein Geschick damit ändern müssen!

Geneviève machte alle ihre Vorbereitungen zur Abreise mit der Ordnung und Pünktlichkeit, welche ihr so natürlich war. Wer sie so gesehen hätte, wie sie ihr kleines Frauenzimmer- und Arbeitsgeräth ordnete, wie sie den Käfigt, in welchem ihr lieber Distelfink reisen sollte, mit Watte auspolsterte, der hätte sie für eine kleine Pensionärin gehalten, die auf Ferien geht. Und doch war ihr Herz unter dieser anscheinenden Ruhe von Schmerzen zerrissen. Sie ließ sich nie zu heftigen Aeußerungen verleiten, aber Niemand war tiefer einschneidenden Angriffen ausgesetzt; ihre Seele verzehrte ihren Körper, ohne ihre Wange zu bleichen oder ihre Stirne in Falten zu ziehen.

Am andern Tage morgens um sieben Uhr verließ Geneviève, in der Postkutsche von Gueret elendiglich zusammengerüttelt, die Gegend. Weder Freunde, noch Thränen, noch kleine Fürsorge begleitete ihre Abreise. Sie ging allein fort, wie sie lange Zeit allein gelebt hatte. Sie beunruhigte sich nicht mehr über Elend oder Mühsal, verließ sich auf sich selbst, um ihr Brod zu verdienen, verlangte von Niemandem Hülfe, beklagte sich über Nichts, aber im Innern ihres Herzens nahm sie eine unheilbare Wunde mit sich, die Erinnerung an eine für sie auf ewig todte Hoffnung!

Henriette überreichte Joseph den Brief mit einer selbstgefälligen, großmüthigen Miene, auf die der gute Marteau gar nicht achtete. Als er die Unterschrift Genevièvens las, wurde er verwirrt, hatte Mühe den Brief zu fassen, las ihn dann zwei Mal, lief darauf ohne Henriettens Fragen

zu beantworten fort und stieg athemlos die Treppe nach Genevièvens Wohnung hinauf. Der Schlüssel steckte in der Thür; er trat ein, ohne an's Anklopfen zu denken, fand das erste, das zweite Zimmer leer, trat ins Atelier . . . da war von Genevièvens Gegenwart keine Spur zurückgeblieben als einige Rosenblätter von Battist, die auf dem Tische zerstreut umherlagen. Jeder Andre als Joseph würde sie zärtlich aufgesammelt haben: er nahm sie in die Hand, knitterte sie zornig zusammen, und warf sie fluchend auf die Dielen. Dann lief er fort, sattelte sein Pferd und ritt nach dem Schlosse Morand.

— Das ist Alles recht schön und gut, aber Geneviève ist fort!

So begann er die Unterhaltung, als er hastig zu André ins Zimmer trat. André wurde bleich, stand auf, und fiel wieder auf seinen Stuhl zurück ohne etwas von dem zu verstehen, was Joseph sagte, aber von bloßem Schrecken bei dem Gedanken an ein neues Leiden getroffen. Joseph machte ihm eine Szene, von der André Nichts begriff, er warf ihm seine Feigheit, seine Kälte vor, und als er geendet hatte, bemerkte er endlich, daß er ihn erschreckt und betrübt habe, ohne ihm nur etwas mitzutheilen. Da fiel ihm ein, wie ihm Geneviève an's Herz gelegt habe, die Schonung nicht zu vergessen, deren die Gesundheit ihres Freundes noch bedürfe. Als sich daher seine erste Hitze verlaufen, fühlte er, daß er auf eine sehr ungeschickte und grausame Weise zu Werke gegangen sei. Durch seine Rolle in Verlegenheit gesetzt, ging er im Zimmer auf und ab, dann zog er den Brief Genevièvens aus der Brusttasche und warf ihn auf den Tisch. André las:

„Adieu, Joseph! Wenn Sie diesen Brief empfan-
„gen, werde ich abgereis't sein, und Alles ist mit mir

„vorbei. Beklagen Sie mich nicht, machen Sie sich „keinen Kummer um mich; ich habe Muth, ich thue „meine Pflicht, es giebt noch ein andres Leben als dies „hier unten. — Sagen Sie André, meine Cousine „wäre plötzlich so krank geworden, daß ich auf der Stelle „hätte abreisen müssen, ohne zu warten, bis er mich würde „besuchen können. Sagen Sie ihm, daß ich bald wieder- „kommen werde, folgen Sie den Anweisungen, die ich „Ihnen gestern gegeben habe. Gewöhnen Sie ihn nach „und nach daran, mich zu vergessen oder wenigstens auf „mich zu verzichten. Sagen Sie seinem Vater, ich bäte „ihn, André milde zu behandeln, und daß ich für immer „fort sei. Leben Sie wohl, Joseph. Dank für Ihre „Freundschaft, tragen Sie sie auf André über. Ich be- „darf Nichts mehr. Lieben Sie Henriette, sie ist brav „und gut; machen Sie sie nicht unglücklich; lernen Sie „an meinem Beispiel, wie schrecklich es ist, die Hoffnung „zu verlieren. Später, wenn Alles gutgemacht, alle „Wunden geheilt, Alles vergessen sein wird, dann den- „ken Sie zuweilen an

„Geneviève."

— Aber warum? Was habe ich gethan? Wodurch habe ich es verdient, daß sie mich so verläßt? rief André in Verzweiflung.

— Ich, meiner Treu, weiß Nichts, antwortete Joseph. Der Teufel hole mich, wenn ich Eure Liebe begreife; aber jetzt ist keine Zeit, sich den Kopf zu zerbrechen. Höre, André, hier handelt es sich nur um ein Wort: bist Du entschlossen, Genevièven zu heirathen?

— Entschlossen! ja, Joseph. Wie kannst Du daran zweifeln?

— Entschlossen, gut! Bist Du nun auch sicher, sie zu heirathen? Hast Du an Alles gedacht? Hast Du den Zorn und den Widerstand Deines Vaters in Anschlag gebracht? Hast Du Deinen Plan gemacht? Willst Du Dein Vermögen reklamiren und seine Einwilligung erzwingen, oder willst Du in einer andern Gegend mit Geneviève wie Eheleute leben, ohne sie zu heirathen, und einen Stand ergreifen, der Euch ernähren kann?

— Ich werde diesen letzten Antrag Genevièven niemals machen. Ich weiß, daß ich ihr dadurch verhaßt werden würde und daß ich vor mir selbst erröthen müßte von Stund' an, wo ich sie zu meiner Maitresse zu machen suchte, während ich sie zu meiner Frau machen kann.

— Du willst also Deinem Vater dreisten, offenen Widerstand leisten?

— Ja.

— Nun gut, also gleich an's Werk. Geneviève ist noch nicht weit. Wir müssen ihr nach: Du bist kräftig genug, um ausgehen zu können, ich werde François vor Deines Vaters Bankwagen spannen. Er kann es nehmen wie es will, und dann reisen wir beide ab. Wir durchkreuzen den Weg nach Gueret und bringen Genevièven wieder nach der Stadt zurück. Das wäre für heute. Du schläfst dann bei mir und schreibst morgen ein kleines artiges Briefchen an den Marquis, in dem Du ihn mit Sanftmuth und voller Ehrfurcht um seine Einwilligung bittest.... Dann werden wir schon sehen.

Dieser Plan gefiel André sehr. Gut, sagte er, ich bin bereit.... Joseph ging bis zur Thür, stand dort still, dachte einen Augenblick nach und kehrte wieder um.

— Was sagte Dein Vater, fragte er ihn, als Du ihm von Deiner Absicht gesprochen?

— Was er sagte? erwiederte André verwundert; ich habe ihm noch niemals davon gesprochen.

— Was Teufel, weiter bist Du noch nicht? Und warum hast Du ihm noch Nichts davon gesagt?

— Wie konnte ich es thun? Weißt Du, was mein Vater für ein Mensch ist, wenn man ihn reizt?

— André, sagte Joseph, sich ernsthaft wieder setzend, Du wirst niemals Genevièven heirathen, sie hat Recht gethan, Dir zu entsagen!

— O Joseph, warum sprichst Du so mit mir, wenn ich so unglücklich bin? rief André sein Gesicht in die Hände bergend. Was willst Du, daß ich thun soll? Was soll aus mir werden? Ach, Du weißt es nicht, was es sagen will, zwanzig Jahre unter dem Joche eines Tyrannen gelebt zu haben! Du bist wie ein Mann erzogen worden, und außerdem bist Du von Natur kräftig. Ich, ich bin schwach, man hat mich unterdrückt....

— Aber bei allen Teufeln! rief Joseph, man erzieht Menschen doch nicht wie Hunde. Man überzeugt sie doch nicht durch die Furcht vor der Peitsche. Was für ein Geheimniß hat denn Dein Vater gefunden, um Dich so zu erschrecken? Glaubst Du, daß er Dich schlägt, oder daß Du hungern mußt? Liebst Du oder hassest Du ihn? Bist Du demüthig oder eine Memme? Ich möchte doch wissen, was Dich hindern könnte, ein für alle Mal zu ihm zu sagen: Mein Herr Vater, ich liebe ein anständiges Mädchen und habe ihr mein Wort gegeben, sie zu heirathen. Ich bitte Sie ehrfurchtsvoll um Ihre Zustimmung, ich versichere Sie, daß ich sie verdiene. Wenn Sie in mein Glück willigen, werde ich für immer Ihr Sohn und Ihr Freund bleiben; wenn Sie sich weigern, werde ich in Verzweiflung sein darüber, aber ich kann meine Pflichten gegen Genevièven nicht aus

den Augen setzen. Sie sind reich, ich habe zu leben, trennen wir unser Vermögen; das ist das Ihrige, dies das meinige; ich habe die Ehre, Sie zu grüßen. Ihr ehrfurchtsvoller Sohn, André. — So spricht oder so schreibt man!

— Gut, Joseph! Ich werde schreiben; Du hast Recht. Ich werde den Brief auf einen Tisch legen oder ihn durch einen Domestiken übergeben lassen nach unsrer Abreise. Geh, mach den Wagen zurecht, aber nimm Dich in Acht, daß man Dich nicht bemerkt . . . .

— Pfui, das ist die Rede eines Schulknaben, der zittert! Nein, André, so geht das nicht. Ich beginne in Deinem und meinem Kopfe klar zu sehen. Auch ich habe Pflichten gegen Geneviève. Ich bin ihr Freund, ich muß klug zu Werke gehen und sie nicht durch unüberlegten Eifer in neues Unglück bringen. Bevor wir ihr nacheilen und sie bewegen, einen Entschluß aufzugeben, zu dessen Ausführung sie jetzt noch Kraft hat, muß ich erst wissen, ob Du im Stande bist, den Deinigen auszuführen. Es ist hier nicht von Spaß die Rede, siehst Du! Zum Henker, der Ruf eines anständigen Mädchens darf nicht einer Romanliebschaft geopfert werden.

— Du bist sehr strenge gegen mich, Joseph! Vor noch geringer Zeit machtest Du Dich über mich lustig, weil ich die Sache ernsthaft nahm, und Du hattest Henriette zum Besten, wie mir nie in den Sinn gekommen wäre, es mit meiner geliebten, meiner verehrten Geneviève zu machen.

— Du hast Recht, ich urtheile jetzt, ich weiß selbst nicht wie, und spreche, wie ich niemals gesprochen habe. Ich muß Dir sonderbar erscheinen, aber gewiß nicht mehr als mir selbst. Indeß ist die Sache ganz einfach. — Höre, André, ich muß Dir Alles sagen.

— Mein Gott! Was willst Du mir sagen, Joseph? Du quälst und beunruhigst mich heute so, daß ich toll werden möchte.

— Nimm alle Deine Kräfte des Verstandes zusammen, um mir zuzuhören. Wenn ich Dein Betragen und das Genevièvens betrachte, so glaube ich, daß Du nicht große Lust hast sie zu heirathen . . . . . Unterbrich mich nicht! Ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast, daß Du redlich bist und sie liebst. Aber ich kenne auch ebensogut Alles, was Dich hindern wird, sie zu Deiner Frau zu machen. Hör' mir zu. Geneviève ist hier in der Gegend entehrt, aber ich glaube nicht, daß sie Deine Maitresse gewesen ist. . . . Ich wollte meine Hand in's Feuer halten, um es zu behaupten . . . . Sie ist heute noch eben so rein als an dem Tage, da sie zum ersten Male zum Abendmahle ging.

— Ich schwöre es beim lebendigen Gotte, rief André, wenn meine Seele nicht schon eine fromme Ehrfurcht vor ihr gehegt hätte, so würde ihr erster Blick genügt haben, sie mir einzuflößen.

— Nun gut, was Du mir da sagst, bestimmt mich vollends. Erwäge meine Worte genau und antworte mir in einer Stunde, heut Abend, oder morgen spätestens, wenn Du es Dir überlegen mußt. Aber antworte mir entschieden und ohne Widerruf: Willst Du, daß ich Genevièven den Antrag mache, sie zu heirathen? Wenn sie einwilligt, so geschieht es.

— Du! rief André vor Erstaunen zurückprallend.

— Ja, ich! erwiederte Joseph. Der Teufel soll mich zerstückeln, wenn ich nicht dazu entschlossen bin. Das ist kein so aus der Luft gegriffenes Anerbieten; es ist eine Sache, an die ich täglich zwölf Stunden gedacht habe seit der Nacht, wo Du krank warst. Ich werde es vielleicht einst

bereuen, aber heute, ich fühle es, heute ist es meine Pflicht, ist es Gottes Wille. Geneviève ist verloren, in Verzweiflung. Du kannst sie nicht heirathen, und wenn Du sie nicht heirathest, wirst Du ewig von Gewissensbissen gequält werden. Ich bin Euer Freund. Mir sagt eine innere Stimme: Joseph, Du kannst Alles gut machen. Man wird sich vielleicht über Dich lustig machen; aber weder Geneviève noch André werden jemals undankbar gegen Dich sein. Sie werden darein willigen, sich für ewig zu trennen, und werden es Dir einst danken.

So sprechend erweichte sich Joseph und erhob sich wirklich beinahe zu der großmüthigen und romantischen Rolle, vermöge welcher er André zur Verzichtleistung auf Genevièven zu überreden gedachte. Joseph war nichts weniger als ein Romanheld. Er war ein geriebener Landbursche, der ernsthaft in Genevièven verliebt war; er sah von Ferne die Hoffnung, sie von André zu trennen, und aus leicht entschuldbarem Eigennutz machte er sich kein Gewissen daraus, diesen Bruch zu beschleunigen. Aber um keinen Preis in der Welt hätte er eine Lüge zu Hülfe genommen. Sein Charakter war eine seltsame Mischung von Schlauheit und Rechtschaffenheit.

Deshalb, sobald er sah, daß André, anfangs durch seine falsche Großmuth getäuscht, ihm mit Wärme dankte, aber sich weigerte, auf Genevièven zu verzichten, gab er auf der Stelle den Traum von Glück auf, in den er sich gewiegt hatte. Sobald er André von seiner Leidenschaft mit jener Beredsamkeit sprechen hörte, zu der er nicht das Geheimniß besaß, besann er sich.

— Nein, dachte er bei sich, Geneviève könnte niemals einen solchen Schönsprecher vergessen, um sich mit einem Bauern, wie ich bin, abzugeben. Wenn aus Rücksicht für

die Welt und aus Verdruß sie auch einwilligte, mich zu nehmen, würde sie es bald bereuen, und ich hätte dann drei Unglückliche gemacht: André, sie und mich. Uebrigens, sagte er sich ferner, versteht André besser zu lieben als ich. Er weiß nicht zu handeln, aber er kann dulden und weinen. Der arme Junge hat vielleicht weder die Kraft sie zu heirathen noch sie aufzugeben. In allen Fällen wird er unglücklich; aber ich will wenigstens nicht, daß man sagen kann, ich habe dazu beigetragen, ich, Joseph Marteau, sein Jugendfreund! Das wäre schlecht.

Diese Grundsätze und Ideen bewogen Joseph Marteau, nachdem er eben noch die ganz entgegengesetzten Gesinnungen gehegt, zu dem Entschlusse, soviel in seiner Macht stände, die Versöhnung André's und Genevièvens zu beschleunigen.

— Ich überlasse mich Dir, als meinem besten, meinem einzigen Freunde, sagte André zu ihm; sag mir, was muß ich thun? hilf mir, denke nach, entschließe Dich für mich; ich will Deine Befehle blindlings vollziehen.

— Nun gut! sagte Joseph; wir müssen rechtschaffen verfahren, wenn wir Genevièvens Zustimmung haben wollen. Suche sogleich Deinen Vater auf und bitte ihn um seine Einwilligung. Wenn er sie Dir giebt, schreib an Genevièven, sie möge zurück kommen; ich werde ihr den Brief überbringen und ihr Alles sagen, was sie überreden kann. Wenn er sich weigert, so reisen wir ohne sein Wissen ab, und verfahren ganz ohne Umstände mit ihm.

— Kannst Du mir nicht den Schauer dieser Unterredung erlassen? sagte André: ich möchte mich lieber mit zehn Männern schlagen als mit meinem Vater sprechen.

— Unmöglich, unmöglich! sagte Joseph; er wird sich weigern, er wird grob gegen Dich sein, es ist kein Zwei-

fel; desto besser! Alles Unrecht ist dann auf seiner Seite und wir haben das Recht, kräftig gegen ihn aufzutreten.

André entschloß sich endlich und traf seinen Vater gerade beim Putzen seiner Jagdgewehre an. Er trat schüchtern ein, die Thüre, die er langsam und mit zitternder Hand öffnete, knarrte.

— Nun! Was giebts? Wer ist da? sagte der Marquis ungeduldig: Warum kommst Du nicht frei herein? Du siehst immer wie ein Dieb aus oder wie ein verschämter Armer.

— Ich komme, Sie um einen Augenblick zu einer Unterredung zu bitten, sagte André mit kalter furchtsamer Miene. Es war das erste Mal, daß er es versuchte, eine Besprechung mit seinem Vater zu halten. Der Marquis war so überrascht, daß er die Augen aufschlug und André von Kopf bis zu den Füßen maß. Augenblicklich ahnte er den Anlaß zu diesem Schritte und der Zorn brannte ihm schon in allen Adern, bevor sein Sohn noch ein Wort gesagt hatte. Alle beide schwiegen still, dann rief der Marquis aus:

— Nun, zum Donnerwetter, bist Du hierhergekommen, um mir das Weiße im Auge anzustarren? Rede oder geh wieder.

— Ich werde reden, mein Vater, sagte André, dem sein beleidigtes Gefühl etwas Muth gab. Ich komme, um Ihnen zu erklären, daß ich Geneviève die Blumenmacherin liebe, und daß meine Absicht ist, sie zu heirathen, wenn Sie die Güte haben wollen, Ihre Einwilligung zu geben ....

— Und wenn ich sie nicht gebe, rief der Marquis sich ein wenig zusammen nehmend, was thun Sie dann? ...

— Ich werde versuchen, Sie dazu zu bewegen, und kann ich das nicht ....

— Nun?

André wartete fünf Minuten ohne zu antworten; die blitzenden Augen seines Vaters hielten ihn gefesselt, wie einen Hasen, der vom Blicke eines Jagdhundes bezaubert, keine Bewegung zu machen wagt.

— Nun, Herr Mädchenfreier, sagte der Marquis mit spöttischem, verächtlichem Tone, was werden Sie thun, wenn ich Ihnen verbiete, binnen hier und Jahresfrist einen Fuß aus dem Hause zu setzen?

— Ich werde meinem Vater ungehorsam sein, antwortete André sich ermuthigend, denn mein Vater wird dann mit mir auf ungerechte, unbillige Weise verfahren sein.

Nichts auf der Welt konnte den Marquis so reizen als die Worte und die Haltung seines Sohnes. Ein dreisterer, gewandterer Charakter hätte es verstanden, diesem gebieterischen, brutalen Stolze zu schmeicheln: aber André hatte nicht den Muth, einem wilden Thiere zu liebkosen. Alles was er konnte, war, ihm gut Stand halten und der Versuchung widerstehen, seinen schreckenerregenden Anblick zu fliehen.

— Ah, kommen wir da zusammen! sagte der Marquis, mit den Zähnen knirschend und sich die Hände reibend: so steht's also? Nun gut, so komme es, wie's Gott gefällt, weine, magre ab, stirb; meinetwegen, Narren wie Du, sind nicht werth zu leben; aber darauf kannst Du rechnen: meine Einwilligung bekommst Du nicht. Warte auf meinen Tod, wenn Du Lust hast: vorläufig denke ich noch nicht an's Sterben, um Dir die Freiheit zu lassen zu einer Ehe mit einer . . .

André machte eine Bewegung zum Herausgehen, um nicht Genevièven beschimpfen zu hören. Der Marquis hielt

ihn beim Arme zurück und zwang ihn, eine wahre Fluth von Drohungen und Schimpfreden mitanzuhören. Er ließ in diese nicht eben sehr christliche Predigt Vorwürfe mit einfließen, die in ihrer Art sentimental waren. Er zählte ihm alle Wohlthaten seiner Zärtlichkeit auf und stellte ihm als Beweise seiner bewundrungswürdigen Liebe alle die gewöhnlichen Sorglichkeiten auf, welche allen Menschen das gewöhnlichste Gefühl der väterlichen Pflicht auferlegt. Er that es in Ausdrücken, die ganz dazu geeignet gewesen wären, seiner Rede eine so komische Wirkung zu geben, als er sie pathetisch einzurichten hoffte, aber André war in diesem Augenblicke nichts weniger als spaßhaft zu Muthe.

— Als Du auf die Welt gekommen bist, sagte er zu ihm, warst Du so schwächlich und häßlich, daß keine Frau in der ganzen Gemeine dazu zu bewegen war, Dich zu nähren: es wäre eine zu große Verantwortlichkeit gewesen, der sie sich mit Dir aussetzten. Endlich fand ich ein armes elendes Weib in Chassaigne, das sich erbot, Dich mitzunehmen: aber als ich Dich in ihrer Schürze sah, Du arme Spinne, da fürchtete ich, Du möchtest unterweges an der Sonne zergehen, und ich nahm Dich ihr wieder ab und warf Dich auf mein eigenes Bett. Und da ließ ich meine beste Ziege kommen, eine Ziege von zwei Jahren, die eben zum ersten Male geworfen hatte, und gab die Dir zur Amme. Die beiden Jungen ließ ich schlachten und aß sie, und doch waren es ein Paar schöne Zicklein. Alle Welt bedauerte es, zwei Sprößlinge von so guter Raçe zur Schlachtbank führen zu sehen; aber ich wich vor keinem Opfer zurück, um Dich Frühgeburt zu retten, die mir doch nur Kummer machen sollte. Ich behielt Dich die Jahre über im Hause, wo ein Kind am unausstehlichsten ist. Ich verdammte mich dazu, das Kleinkindergeschrei zu hören, das ich hasse: Du hast

keinen Zahn bekommen, wo ich nicht dem Mädchen, das Dich wartete, ein Tuch oder eine Schürze gegeben hätte. Meiner Treu! Ein hübsches Mädchen! Ich hatte nicht die häßlichste im Lande gewählt, und bezahlte sie theuer. Ich wollte nicht, daß man mir nachsagen sollte, ich habe versäumt etwas für das kränkliche Kind zu thun, das mir soviel Umstände machen sollte und das mir doch niemals zu was nütze war. Wieviel Mal bin ich nicht aufgestanden mitten in der Nacht, um Dir Tränkchen zu bereiten, wenn man mir sagte, daß Du Krämpfe habest! . . . .

André hätte für alle diese edlen Thaten seines Vaters sehr prosaische Gründe finden können. Ohne von den Geschenken an das Mädchen zu sprechen, die in der Gegend nicht einzig und allein der väterlichen Zärtlichkeit zugeschrieben wurden, hätte er sich erinnern können, daß der Marquis ebenfalls die ganze Nacht in der größten Aufregung wach bleiben konnte, wenn ein Stück Vieh krank war; und was die berühmten Tränkchen anbetrifft, die er selbst bereitete, und die denen glichen, welche er sehr freigebig seinen Zugochsen einflößte, so hatten André's Kräfte oft genug in seiner Jugend die härtesten Kämpfe gegen die energische Wirkung dieser diabolischen Gebräude bestehen müssen.

Aber André war so gut und sanft, daß er einen Augenblick bewegt und von den plumpen, freundschaftlichen Vorstellungen hingerissen war. Der Marquis beobachtete ihn aufmerksam, während er seine Deklamationen fortsetzte.

Er sah auf seinem Gesichte Spuren von Rührung und benutzte, begierig seine Macht wieder zu erlangen, diese Stimmung, um den letzten Schlag zu thun. Aber er that es auf ungeschickte Art. Er wagte es, Genevièven eines entwürdigenden Benehmens beschuldigen und sie als eine Ränkemacherin darstellen zu wollen, die das Herz und das Ver-

mögen eines leichtgläubigen Kindes zu erschleichen suche. Wie durch Zauberei fand dadurch André die Kraft wieder, die er anfangs zu dieser Unterredung mitgebracht hatte.

Er ging, nachdem er seinem Vater erklärt hatte, er werde die Gesetze und die Billigkeit zum Schiedsrichter einsetzen und die Gerichte zu Hülfe rufen, wenn es Noth thäte. Mit einem geduldigeren, schonenderen Widerstande hätte er die Hartnäckigkeit des Marquis besiegen können. Aber André fürchtete Ermattung des Herzens und des Geistes zu sehr, um irgend einen Kampf einzugehen. Joseph war in dieser Gewissenssache trotz der redlichsten Absichten von der Welt kein sehr einsichtsvoller Richter.

Er kam ihm auf der Treppe entgegen und sagte zu ihm:

— Ich habe Alles von Anfang bis Ende mit angehört. Es ist so gekommen, wie ich erwartete. Der Bankwagen ist bereit. Komm!

Sie fuhren so schnell davon, daß der Marquis nicht Zeit hatte, es gewahr zu werden. Joseph, vergnügt, einen Hauptstreich auszuführen, peitschte sein Pferd mit schallendem Gelächter und André dachte ganz zitternd an den ersten Tag, den er mit Geneviève beim versunkenen Schlosse zugebracht, und den er sich durch eine ähnliche Flucht erobert.

Sie fanden die Postkutsche auf die Scheere übergebogen vor der Thür einer Schenke stehen in einem kleinen Dorfe der Marche. Es war noch nicht Tag. Der Conducteur labte sich an einem Kruge Landwein, der sauer wie Essig war und den er stolz den besten Gewächsen vorzog. Joseph und André warfen einen eiligen Blick in den Saal, den ein schwacher Schimmer von Feuer im Kamine erhellte. Sie wurden Geneviève in einer Ecke sitzend gewahr, den Kopf auf die Hände stützend und den Körper über einen

Tisch gelehnt. André erkannte sie an ihrem kleinen violetten Shawl, den sie um sich geschlungen hatte, sich vor der Morgenfrische zu schützen, und an einer kleinen schwarzen Haarflechte, die durch die Haube guckte und auf ihrer Hand wie eine Thräne glänzte. Umsinkend vor Müdigkeit in Folge des Stockerns im Wagen die ganze Nacht hindurch, schlief das arme Kind in einer so süßen, so unschuldigen, ergebungsvollen Haltung, daß André das Herz vor Zärtlichkeit vergehen wollte. Er stürzte auf sie zu, schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen und Seufzern. Geneviève wachte schreiend auf, glaubte zu träumen und überließ sich dem Kosen ihres Geliebten, während Joseph unangenehm bewegt ihnen den Rücken wandte und in seiner Wuth der Katze, die in der Asche am Kamine schlief, einen Fußtritt gab.

Geneviève wollte Widerstand leisten und ihren Weg fortsetzen. André rief Joseph zu seinem Beistand und beschwor ihn, die Festigkeit seines Betragens gegen seinen Vater zu bezeugen. Der gute Joseph besänftigte ihre üble Laune und übertrieb den Muth und die großen Entschlüsse André's bedeutend. Geneviève war geneigt, sich überreden zu lassen. Man hielt Rath. Man gab dem Conducteur zu trinken, damit er eine Stunde länger warte, was er um so leichter thun konnte, als Geneviève der einzige Passagier war.

Geneviève machte ihnen bemerklich, daß ihre Abreise schon in ganz L... bekannt sein müsse, daß eine plötzliche Rückkehr mit André nur Anlaß zu Aufsehen und Spötterei geben würde; bisher hätte man an die Krankheit der Cousine glauben können. Man müsse dieser Geschichte nicht die Wendung eines verliebten Zankes oder einer romantischen Laune geben. Die Eifersucht Henriettens würde Joseph auf

sonderbare und lächerliche Weise bei diesem Zusammenfluß von Ereignissen Antheil nehmen lassen.

André, stets muthig und hitzig, wenn es sich blos darum handelte, Hindernisse vorauszusehen, war dafür, man müsse alle Rücksichten mit Füßen treten. Joseph, der viel ruhiger war, billigte Genevièvens Bemerkungen und entschied in letzter Instanz, daß sie acht Tage in Gueret zubringen müsse, während André nach L... zurückkehre und sich bei ihm einrichte. Diese Zeit sollte dazu benutzt werden, um durch Briefe neue, ehrfurchtsvolle Schritte bei dem Marquis zu thun; nachher wolle man sich nach den gesetzlichen Mitteln umsehen. Bei diesem Worte schüttelte Geneviève ohne etwas zu sagen den Kopf; sie war entschlossen, es niemals zu diesen Maßregeln kommen zu lassen. Sie setzte ihre letzte Hoffnung in die Ausdauer, die André zeigen würde, um seinen Vater zu überreden. Sie wußte nicht, daß diese Ausdauer nur eine halbe Stunde gewährt habe und nie wieder anfangen würde. —

Sie trennten sich alle mit tausend gegenseitigen Versprechungen, sich nach Verlauf einer Woche wieder zu vereinigen und sich alle Tage zu schreiben. André schrieb auf Josephs Anrathen einen Brief an seinen Vater und erhielt keine Antwort. Geneviève beschloß, das Ergebniß dieser Versuche abzuwarten, um sich dann zu entscheiden. Neue Briefe von André, neues Schweigen des Marquis. Geneviève verlängerte ihre Abwesenheit. André ließ voller Verzweiflung die erste gerichtliche Aufforderung an seinen Vater ergehen und reis'te nach Gueret ab. Er warf sich Genevièven zu Füßen und bat sie, mit ihm zurückzukommen oder ihm zu erlauben, daß er bei ihr bleiben könne. Sie war bereit, eines oder das andere ihm nachzugeben, als ihm ein böser Geist eingab, den letzten Akt der Festigkeit, den er

gegen den Marquis gezeigt, ihr mitzutheilen. Diese Nachricht verursachte Genevièven einen tiefen Kummer. Sie mißbilligte die Maßregel auf's Förmlichste und beklagte sich, daß man sie nicht deshalb um Rath gefragt habe. Mitten in ihrer Traurigkeit empfand sie etwas Groll gegen ihren Geliebten und konnte sich nicht erwehren, es ihm zu sagen.

— Siehst Du, wohin Du mich gebracht hast? sagte sie zu ihm. Ich habe Dich immer von mir entfernen oder Dich fliehen wollen, und durch Deine Unvorsichtigkeit hast Du mich in einen Abgrund gestürzt, aus dem wir niemals herauskommen werden. Ich bin jetzt mit Schande bedeckt, verloren, und um mich von diesem Flecken zu befreien, muß ich Dich dazu antreiben, alle Pflichten der kindlichen Liebe zu verletzen. Nein, das ist unmöglich, André, besser ist es leiden und unschuldig sein. Aber auf die Gefahr von Gewissensbissen hin sein Ziel erreichen, das heißt, sich schon in diesem Leben zu den Qualen der Hölle verdammen!

André wußte nicht, was er diesen Bedenklichkeiten entgegensetzen sollte, die er übrigens theilte. Er fühlte, daß es seine Pflicht sei, sie zu verlassen und sie an ihrer muthigen Entsagung nicht zu hindern, sollte er auch vor Kummer sterben. Aber das überstieg noch mehr als alles Andere seine Kräfte, er warf sich auf's Knie und bat Geneviève um Mitleid und Trost.

Geneviève war stark und hochherzig; aber sie war Weib und — sie liebte. Nach dem Aufschwunge, der sie zu großen Entschlüssen trieb, sprach auch die Zärtlichkeit und der Trieb zum Glücklichsein in ihr. Sie bedauerte, keinen Geliebten als Stütze zu haben, der muthiger sei als sie.

— Ach, sagte sie zu André, Du verführst mich zum Bösen; Du lässest mich die Achtung verlieren, die ich vor mir selber haben müßte: darüber werde ich mich nicht trö-

sten und werde nicht aufhören können, Dich ein wenig mit anzuklagen. Mit einem Manne, der stärker wäre als Du, würde ich heroische Tugend ausgeübt haben: es scheint mir, daß ich zu dergleichen fähig bin, und daß meine Bestimmung ist, Außerordentliches zu thun. Und dennoch bin ich im Begriff, mich in eine frevelhafte, egoistische und schmachvolle Existenz hineinzubegeben. Ich bin schmutzig genug, nach einer Verbindung mit einem Manne zu streben, der reicher ist, als ich, und weshalb? Um die Verleumdung zum Schweigen zu bringen. André, André, verzichte auf mich, noch ist es Zeit; fürchte, daß, wenn ich Dir heute nachgebe, es mich morgen gereuen wird.

Du hast Recht, sagte André, trennen wir uns; und er fiel in Zuckungen. Sein schwacher Körper unterlag heftigen Aufregungen. Geneviève hatte nicht den übermenschlichen Muth, ihn aufzugeben und in diesem grausamen Augenblicke zur Verzweiflung zu treiben. Sie versprach ihm Alles was er wollte, und kehrte endlich mit ihm nach L... zurück.

---

## 7.

Nun begann für sie beide eine Zeit unaufhörlichen Leidens. Von der einen Seite beklagte sich der Marquis, wüthend über die gerichtliche Aufforderung, in der ganzen Gegend über die Schamlosigkeit seines Sohnes und den unverschämten Ehrgeiz der Nähterin, die den edlen Namen seiner Familie sich anmaßen wolle. Es gab Leute genug, die auf das Verdienst Genevièvens neidisch genug oder begierig waren, die Geheimnisse Anderer umherzutragen, und die gegen das arme Mädchen losgelassenen Verleumdungen erlangten eine erschreckliche Oeffentlichkeit. Alle Prüden der Stadt, — und deren waren nicht wenige — entzogen ihr ihre Kundschaft, und wandten sich in Menge an die Verkäuferin, welche Genevièvens Abwesenheit dazu benutzt hatte, sich in L... zu etabliren. Ihre Blumen waren im Vergleiche mit Genevièvens lächerlich. Aber wer konnte sich darum bekümmern oder es gewahr werden, ausgenommen etwa zwei oder drei Liebhaber der Botanik, die Blumen zogen, aber nicht bestellten. Die Noth stellte sich bei der armen Blumenmacherin ein; Niemand ahnte etwas davon und André am we-

nigsten, so wußte sie ihre Armuth zu verbergen; aber sie ertrug lange Fasten und ihre Gesundheit wurde davon angegriffen.

Die Freundschaft Henriettens, die ihr einst angenehm und von Nutzen gewesen, wurde ihr ganz und gar entrissen. Die letzte Fahrt Josephs, die häufigen Besuche, die er Genevièven abzustatten fortfuhr und besonders die Gleichgültigkeit, die er nicht mehr verhehlen konnte, das Alles waren vergiftete Pfeile, von denen Henriette getroffen wurde und deren Spitze sie gegen ihr Nebenbuhlerin kehrte. Sie war gut und ihr erstes Gefühl immer edel, aber sie war nicht erhabenen Geistes genug, um Erniedrigung, Verlassenheit und die Spöttereien ihrer Genossinnen ertragen zu können. Sie überhäufte Geneviève mit lächerlichen Drohungen, und das unglückliche Kind verlor zuletzt auch noch den edlen ruhigen Stolz, der sie bisher aufrecht erhalten. Sie wurde furchtsam und ihr Verstand wurde schwach; die Nächte verbrachte sie in furchtbarer Einsamkeit; ihre durch Fieber gereizte Einbildungskraft umgab sie mit Phantomen: bald war es der Marquis, bald Henriette, die sie mit Füßen traten und ihr das Herz herausrissen, während André ruhig dabei schlief und ihr Geschrei nicht hörend, nicht aufwachte. Dann stand sie verwirrt auf, in Schweiß gebadet, öffnete das Fenster und setzte sich der kalten Herbstluft aus.

Eines Tages kam André zu ihr, und fand sie in Ohnmacht auf dem Boden liegen; er wollte sie nicht mehr verlassen und bestand darauf, in der Nebenkammer die Nächte zuzubringen. Sie mußte darein willigen, denn sie hatte keine Freundin mehr, die ihr behülflich sein konnte. Weder Geneviève noch André, der mit gleicher Armuth kämpfen mußte, hatten die Mittel eine Krankenwärterin zu bezahlen; übrigens wie hätte André sie auch den Sorgen bezahlter

Menschen überlassen, da er selbst ihrer mit der Achtung und Gefahrlosigkeit eines Bruders warten zu können glaubte?

Er wußte nicht, welcher Gefahr er sich aussetzte. Mitten in der Nacht weckte ihn Genevièvens Geschrei plötzlich; er stand auf, fand sie halb nackt, bleich, mit zerstreutem Haar. Sie warf sich ihm um den Hals und sagte zu ihm: Rette mich, rette mich! Und wenn die Anfälle von fieberhaftem Schrecken vorüber waren, dann sank sie erschöpft in seine Arme und überließ sich gleichgültig und fast gefühllos seinen Liebkosungen. André hatte sich geschworen, niemals diese Augenblicke der Schwäche und des Vergessens zu benutzen. Er setzte sich an ihrem Lager nieder und brachte sie in Schlaf, indem er sie an sein Herz drückte; aber dieses Herz schlug mit dem ganzen Feuer der Jugend und voll lange Zeit unterdrückter Leidenschaft. In jeder Nacht hoffte er das Feuer, das ihn verzehrte, durch eine heftigere Umarmung, durch einen leidenschaftlicheren Kuß als gestern zu stillen und jede Nacht glaubte er, bei dieser äußersten, brennenden, aber immer noch keuschen Liebkosung stehen bleiben zu können.

Was giebt es Unlauteres zwischen zwei schönen, traurigen und von der ganzen übrigen Welt verlassenen Kindern? Warum die fromme Vereinigung zweier Wesen tadeln, denen Gott eine gegenseitige Liebe einflößt? André konnte nicht lange mehr die Stimme der Natur bekämpfen. Die kranke, leidende Geneviève wurde ihm mit jedem Tage theurer. Die Glut des Fiebers erhöhte ihre Schönheit mit ungewohntem Glanze. Mit dieser Röthe, diesen blitzenden Augen war sie ein ganz anderes, wenn auch nicht lebensvolleres, doch wenigstens begehrenswertheres Weib. André konnte nicht mehr gegen sich ankämpfen... er erlag und Geneviève mit ihm.

Als sie ihre Kraft und ihren Verstand wieder erlangte, schien es ihr, als käme sie aus einem Traum oder ein Genius, wie in arabischen Mährchen, habe sie während des Schlafes ihrem Geliebten in die Arme gelegt. Er warf sich ihr zu Füßen, bethaute sie mit Thränen und beschwor sie, das Glück nicht zu bereuen, das sie ihm gewährt habe. Geneviève verzieh ihm mit düsterer Miene und verzweifeltem Herzen, denn sie war zu stolz, um nicht Alles zu hassen, was wie ein Sieg der Sinne über den Geist aussah. Sie wagte es nicht, André Vorwürfe zu machen; sie kannte die Uebertriebenheit seines Schmerzes bei dem geringsten Zeichen von Mißvergnügen, das sie ihm gab; sie wußte, er sei so wenig Herr seiner selbst, daß er im Stande wäre, in seinem Kummer sich den Tod zu geben.

Sie trug ihren Gram schweigend; aber anstatt Alles der Macht der Leidenschaft zu verzeihen, fühlte sie, daß André von Tage zu Tage ihr weniger theuer, weniger verehrenswerth wurde. Sie liebte ihn vielleicht mit mehr Hingebung, aber er war für sie nicht mehr wie einst, ein werther Freund, ein geehrter Lehrer; die Zärtlichkeit blieb, aber die Begeisterung war geschwunden. Wenn sie so bleich und nachdenklich in seinen Armen lag, gedachte sie der Zeiten, wo sie zusammen lernten und nicht wagten, sich anzusehen; und diese Zeit der Furcht und Hoffnung war süßer, war schöner als die der gänzlichen Hingebung.

Zum Uebermaß des Unglückes wurde Geneviève schwanger: und da half nun kein Zaudern mehr. André ließ die letzten, strengsten Aufforderungen an seinen Vater richten und eines Abends ging Geneviève auf Josephs Arm gestützt zur Kirche und empfing den Trauring von André's Hand. Am Morgen waren sie eben so still nach der Mairie gegangen:

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

es war eine traurige Hochzeit, sie wurde wie ein Verbrechen im Geheimen begangen.

Das Elend, in welches von Tage zu Tage mehr das unglückliche Paar gerieth, und besonders Genevièvens Schwangerschaft versetzten André in die Nothwendigkeit, sein Vermögen zu reklamiren, aber Geneviève widersetzte sich mit Gewalt diesem äußersten Schritte.

— Nein, sagte sie, es ist schon genug, ihm ungehorsam gewesen zu sein, seinem Fluche und seinem Zorne getrotzt zu haben, wir wollen nicht noch seine Verachtung und seinen Haß auf uns laden. Bis hieher kann er sagen, ich sei eine Unsinnige, die sich in seinen Sohn verliebt habe und ihn in's Verderben gezogen; aber er soll nicht sagen können, daß ich ein niedriges Geschöpf sei, das ihn seines Geldes berauben will, um sich zu bereichern.

André sah die Leiden und Entbehrungen, die der Mangel seiner Frau auferlegte: er hätte sich an die Gewissenszweifel Genevièvens nicht kehren und Alles der Erhaltung derjenigen opfern müssen, die ihn bald zum Vater machen sollte, aber diese Anstrengung war für ihn die schwerste von allen. Er wußte, daß der Marquis noch mehr am Gelde hing als an dem Vergnügen zu befehlen. Er sah die Briefe voller Vorwürfe, voll noch schrecklicherer Drohungen voraus, als die er in Betreff seiner Heirath empfangen; und dann schmeichelte er sich, Genevièven durch seine Arbeit zu ernähren. Er hatte mit vieler Mühe eine erbärmliche Anstellung bei einer Schule erhalten. André war unterrichtet und verständig, aber nicht betriebsam. Er verstand es nicht, sich auf eine Beschäftigung zu legen, sie sich zu nutze zu machen und durch Beharrlichkeit sich zu einer besseren, ehrenvolleren Stellung zu erheben. Dies Geschäft des Schulmeisters war ihm verhaßt; er versah es mit einer Unlust, welche ihm die

Feindschaft der Schüler und Lehrer zuzog. Man überhäufte ihn mit Plackereien, welche ihm die Ausübung seiner Pflicht immer beschwerlicher machten; er ertrug es, so gut es ging, aber seine Gesundheit litt darunter. Jeden Abend, wenn er nach Hause kam, hatte er Nervenanfälle und morgens war er häufig so zerschlagen und fühlte sein Herz so von Schmerz und Ingrimm zerrissen, daß es ihm unmöglich war, sich nach seiner Klasse zu schleppen: so wurde er denn verabschiedet.

Joseph hatte ihm seine Börse geöffnet, aber er war selbst arm und besaß eine starke Familie. Ueberdies hatte Geneviève, ohne deren Vorwissen anfangs André die Unterstützungen seines Freundes angenommen hatte, endlich diese Anleihen wahrgenommen, und widersetzte sich dem von nun an auf's Bestimmteste. Sie ertrug Hunger und Kälte mit heroischem Muthe und verurtheilte sich zu den gröbsten Arbeiten, ohne jemals eine Klage hervorzubringen. Er war schon unglücklich genug, in ihm tobten Qualen und Gewissensbisse genug: sie versuchte es, ihn zu trösten, indem sie mit ihm weinte. Aber ein Weib kann einen Mann, den sie übersieht, nicht mit der wahren Liebe des Herzens lieben; Liebe ohne Verehrung, ohne Begeisterung ist nur noch Freundschaft, und die Freundschaft ist eine kalte Gefährtin, wenn es sich darum handelt, die unendlichen Schmerzen ertragen zu helfen, welche Liebe uns aufgebürdet hat.

Joseph sah in der ganzen Sache Nichts als die leidende, erschlaffte Miene André's und seine unsichere Lage; er wußte keinen Rath, keine Hülfe mehr für ihn. Eines Morgens nahm er Jagdtasche und Flinte, kaufte, über den Markt gehend, einen Hasen, und ging quer über's Feld nach Schloß Morand. Er stand seit sechs Monaten in keinem Verkehre mehr mit dem Marquis; er wußte blos, daß die-

ser Alles, was vorgefallen, ihm zur Last legte und mit großem Grolle von ihm sprach.

— Ei, mag kommen, was da will, sagte er unterweges zu sich; aber ich muß einen Angriff auf ihn machen, gleichviel welchen und auf welche Art. Joseph Marteau ist kein Strohkopf, er wird sich von den Umständen rathen lassen und seinen Marquis von Kopf bis zu Füßen studiren, um zu sehen, wie ihm anzukommen ist.

Der Marquis versah sich dieses Besuches gar nicht. Er sah dem Gerstesäen auf einem seiner Felder zu; Joseph war, als er ihn betrachtete, erstaunt über die Veränderung, die in seinen Zügen und seiner Haltung vorgegangen war. André's Empörung und Abfall hatte wohl seinem väterlichen Herzen einen harten Schlag gegeben, aber sein Hauptkummer war, daß er nun Niemand mehr hatte, den er quälen, dem er Leiden verursachen konnte. Die plumpe Philosophie aller derer, die ihn umgaben, nahm alle Ausbrüche seines Zornes gleichmüthig hin; die Furcht, das Erbleichen, die Thränen André's waren vollkommnere, in die Augen springendere Siege gewesen und er konnte sich darüber nicht trösten, daß er täglich nun diese Triumphe entbehren mußte.

Joseph erwartete den kalten Empfang, der ihm zu Theil wurde; deshalb bewahrte er seine gute Haltung, und that, als merke er Nichts davon.

— Ich rechnete nicht auf das Vergnügen, Sie zu sehen, sagte Herr von Morand zu ihm.

— O und ich ebensowenig, erwiederte Joseph; aber da ich hier vorbei ging und Sie so nahe sah, konnte ich nicht umhin, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.

— Ohne Zweifel, sagte der Marquis, Sie konnten

nicht umhin.... umsomehr, da es Ihnen nicht viel Mühe machte.

Joseph schüttelte den Kopf mit der Miene von Gutmüthigkeit, welche er so wohl anzunehmen verstand, wenn er wollte.

— Sehen Sie, Nachbar, sagte er (verzeihen Sie, ich kann es mir nicht abgewöhnen, Sie so zu nennen), wir verstehen uns falsch, und weil das nun einmal so ist, muß ich Ihnen Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich war fest entschlossen, mich niemals darüber mit Ihnen auszusprechen; aber als ich Sie so gesehen habe mit diesem braven Gesichte, dem ich immer schon so gern begegnet bin, als ich noch nicht höher war wie meine Flinte, da hat es mich überkommen, ich mußte meinen Aerger bei Seite setzen und herzu gehen, um Ihnen die Hand zu geben. Schlagen Sie ein. Zwei brave Leute begegnen sich nicht alle Tage auf einem Wege, wie man zu sagen pflegt!

Grobe Schmeicheleien hatten auf den Marquis eine ungeheure Wirkung: er konnte sich nicht weigern, Josephs Hand zu nehmen; aber er sah ihm zu gleicher Zeit mit Mißtrauen und Verdruß in's Gesicht.

— Was soll das heißen? sagte er; Sie behaupten, auf mich ärgerlich zu sein, und thun so, als hätten Sie mir etwas zu vergeben, während ich es doch bin, der....

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Nachbar, unterbrach ihn Joseph, und gerade darüber beklage ich mich; ich weiß, wessen Sie mich beschuldigen und finde es schlecht von Ihnen, daß Sie einen Freund in Verdacht haben ohne ihn selbst zu befragen.

— Worüber, zum Teufel, soll ich Sie denn befragen, wenn ich meiner Sache gewiß bin? Haben Sie mir nicht meinen Sohn unter meinen Augen entführt, um mit ihm

dieser Närrin nachzufahren, die ohne Ihre Einmischung nach Gueret gegangen und vielleicht niemals wieder gekommen wäre? Sind Sie nicht bei all den prächtigen Streichen Gevatter gestanden und Theilnehmer gewesen? Haben Sie nicht André gerathen, mich zu beleidigen und mir ungehorsam zu sein? Haben Sie nicht am Tage dieser biederen Hochzeit der Braut den Arm gegeben? Antworten Sie mir auf alles das, Joseph, und fragen Sie Ihr Gewissen, es wird Ihnen schon sagen, daß ich meine Hand zurückziehen müßte, wenn Sie mir die Ihrige reichen.

Joseph fühlte, daß der Marquis Recht hatte, und nahm sich zusammen, um nicht außer Fassung zu kommen.

— Ich gestehe, sagte er, daß der Anschein gegen mich ist, Marquis; aber wenn wir uns gegen einander erklärt hätten, anstatt uns zu fliehen, dann würden Sie gesehen haben, daß ich gerade das Gegentheil von dem gethan habe, was Sie glauben. An dem Tage, wo ich — das ist wahr — André mit Ihrem Bankwagen und meinem Pferde entführt habe, glaube ich die Pflicht eines aufrichtigen Freundes gegen Vater und Sohn erfüllt zu haben.

— Und wie das, ich bitte Sie? sagte der Marquis mit verächtlicher Gebehrde.

— Wie das? antwortete Joseph mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen: besinnen Sie sich nicht auf den furchtbaren Zorn und die unerhörte Bosheit Ihres Sohnes während der letzten Erörterung, die Sie zusammen hatten?

— Es ist wahr, ich habe ihn noch niemals so dreist und so hartnäckig gesehen, antwortete der Marquis.

— Nun gut! sagte Joseph, ohne mich hätte er alle Grenzen kindlicher Ehrfurcht überschritten: als ich den unglücklichen jungen Menschen so ganz außer sich sah und beschlossen hatte, Ihnen den fürchterlichen Anschlag mitzu-

theilen, den er in der Verzweiflung seiner Leidenschaft ausgesonnen...

— Welchen Anschlag? unterbrach ihn der Marquis. Seine Heirath? Das hat er mir ja selber offen heraus gesagt.

— Nein, nein, Marquis, etwas viel Schlimmeres noch, und worauf er, Dank sei es meinen Bemühungen, noch an jenem Tage verzichtete...

— Aber, was war es denn?

— Unmöglich, es Ihnen zu sagen: Ihnen würden die Haare zu Berge steigen. O traurige Folgen der Liebe! Glücklicherweise gelang es mir, ihn aus dem väterlichen Hause wegzuschleppen; ich hoffte, ihn täuschen zu können, ihn glauben zu machen, daß wir seiner Schönen nacheilten, und ihn dann mit Hülfe der Dunkelheit nach meiner kleinen Meierei in Granières in's Nachtquartier zu bringen, wo er sich vielleicht beruhigt und endlich Vernunft angenommen hätte; aber er merkte die List, überhäufte mich mit den tollsten Drohungen, sprang aus dem Bankwagen und fing an, wie ein Unsinniger quer durch die Felder zu laufen. Ich hatte meine liebe Noth, ihn nur einzuholen und ehe ich ihn um den Leib fassen konnte, erhielt ich mehrere ganz tüchtige Püffe von ihm...

— Unmöglich! sagte der Marquis, der bisher schon halb überredet war, aber den diese letzte unverschämte Lüge Josephs wieder ungläubig machte; André hat niemals die Kraft gehabt, auch nur einer Fliege einen Nasenstüber zu geben.

— Wissen Sie nicht, Marquis, sagte Joseph, ohne verlegen zu werden, daß im Uebermaß von Liebe oder im Wahnsinn die schwächsten Menschen ganz stark werden? Erinnern Sie sich nicht, daß er schon so heftige Nervenanfälle

gehabt, daß Sie Mühe hatten ihn zu halten, und Sie sind doch wahrhaftig kein altes Weib!

— Bah, das kam davon, weil ich fürchtete, ihn zu zerbrechen, wenn ich ihn anpackte.

— Nun gut, bei mir, das war dieselbe Ursache; ich ließ mich puffen, bis er sich ein wenig beruhigte. Und als ich dann sah, daß er nicht daran zu verhindern sei, Genevièven nachzugehen, so beschloß ich, ihn zu begleiten, um wenigstens die Zusammenkunft minder gefahrvoll machen zu können. Ist das wie ein Verräther gegen Sie gehandelt, Marquis?

— Ich habe nichts dawider, sagte der Marquis; aber nachher haben Sie ihm gewiß böse Rathschläge gegeben.

— Wer Ihnen das sagt, lügt es in seinen Hals hinein! rief Joseph sich wüthend stellend. Ich möchte ihn wohl hier vor meinem Flintenlauf haben, um zu erfahren, ob er seine Lästerung noch weiter behaupten wolle.

— Du magst sagen, was Du willst, Joseph: wenn Du Deinen Einfluß auf André hättest benutzen wollen, würdest Du ihn haben hindern können, das zu thun, was er gethan hat. Aber Du hast die Arme gekreuzt und hast gesagt: komme es, wie es mag, es geht den alten Brummbär Morand an; ich kümmere mich nicht drum... O ich kenne Deine Sorglosigkeit, jetzt durchschaue ich Dich.

Joseph, der den Marquis allmählig versöhnlicher werden sah, verdoppelte seine Kühnheit und betheuerte mit den fürchterlichsten Schwüren, daß er sein Möglichstes gethan habe, um André zum Gefühle seiner Pflicht wieder zurückzuführen: aber André, sagte er, war ja wie ein entfesselter Löwe; er hörte auf Nichts mehr, er zeigte einen so halsstarrigen, heftigen, rachsüchtigen Charakter, daß man gar nichts über ihn vermochte.

— Merkwürdige Geschichte! sagte der Marquis ihm mit bestürzter Miene zuhörend; er war so furchtsam, so nachgiebig gegen mich!

— Glauben Sie das nicht, Marquis, sagte Joseph; Sie haben ihn niemals gekannt; der Junge ist verteufelt heimtückisch.

— Es ist wahr, sagte der Marquis: er that immer, als unterwürfe er sich, aber kaum hatte ich ihm den Rücken gewandt, so konnte er prächtig ungehorsam sein.

— Sehen Sie wohl, daß ich ihn kenne? erwiederte Joseph; er hat es ebenso mit mir gemacht: wenn ich ihm eine höllische Szene vorgespielt, um ihn zu der Ehrfurcht zurückzuführen, die er Ihnen schuldig ist, gab er sich die Miene, als sei er überzeugt. Kaum bin ich weg, da, geht er nicht hin und sucht sich die Gerichtsdiener, um sie Ihnen zu schicken?

— O der Bösewicht! rief der Marquis und ballte bei dieser Erinnerung die Faust. Ich weiß nicht, Joseph, wie Du nur noch mit ihm umgehen kannst, denn Du bist noch immer sein vertrauter Freund: man sieht Euch überall zusammen; Du giebst seiner Frau den Arm, ja man sagt selbst, daß Du in sie verliebt seist, und daß Du während André's Krankheit auf's Beste mit ihr gestanden hast. Hast Du mir nicht einen unglaublichen Auftritt gemacht in jener Nacht, wo sie es sogar wagte, hierher zu kommen? Unter allen andern Umständen hätte ich unsre alte Freundschaft vergessen, und Dir das Genick gebrochen: es ist wahr, ich war ein Bischen ärgerlich!

— Nachbar, erlauben Sie mir, es Ihnen im Namen unserer alten Freundschaft zu sagen, Sie hatten Unrecht! Es handelte sich damals um André's Leben. Ich bekümmerte mich den Teufel um das dumme Ding! Haben Sie nicht

gesehen, wie ich sie beseitigt habe, so wie nur André wieder eingeschlafen war?

— Nein, ich war in dem Augenblick selber eingeschlafen.

— O, es thut mir Leid, daß Sie das nicht gesehen haben! Ich habe ihr den Text gelesen; und jetzt noch, glauben Sie nicht, daß ich es alle Tage noch thue? Uebrigens, was sie sonst anbetrifft, so ist sie eigentlich ein ganz gutes Mädchen, sanft, ordentlich und ganz vernünftig. Ich habe früher eine schlechte Meinung von ihr gehabt, aber jetzt bin ich davon zurückgekommen. Ich bin gewiß, Sie würden sich nicht über sie zu beklagen haben, wenn Sie sie kennten. Aber wer gar keine Vernunft annehmen will, wer droht und es auch ausführt, das ist André. Sie haben keine Idee, wie Ihr Sohn jetzt ist, Herr Marquis; und wenn Sie wüßten, was er jetzt beabsichtigt und was ich bisher immer noch glücklich habe verhindern können, dann würden Sie nicht sagen, daß ich ihm schlechte Rathschläge gebe.

— Du mußt mir sagen, was er gegen mich im Schilde führt. O, ich schere mich den Teufel drum! Ich möchte doch sehen, was er mir nun wieder Neues anhaben kann!

— Es giebt Dinge, die auch der festeste Charakter, der umsichtigste Verstand weder voraussehen noch verhindern kann, sagte Joseph mit wichtiger Miene: die neuen Gesetze geben den Kindern einen so ausgedehnten Rückhalt gegen die geheiligte Autorität der Aeltern....

Der Marquis begann die Eröffnung vorauszusehen, die Joseph einleitete. Er hatte mehr als einmal selbst daran gedacht, und sich geschmeichelt, sein Sohn werde nicht wagen, es bis dahin kommen zu lassen. In plumper Täuschung über die erheuchelte Freundschaft Josephs begann er, ernsthafte Befürchtungen zu hegen, und warf einen seltsamen

Blick um sich, den Joseph sich sehr richtig auslegte. Dieser nahm sich vor, die geizige Furcht des Marquis auszubeuten, und um sich seiner immer mehr zu bemächtigen, lud er sich sehr geschickt bei ihm zu Tische ein. —

— Meine Bitte ist nicht zu unbescheiden, sagte er, aus seiner Jagdtasche den auf dem Markt gekauften Hasen ziehend: ich habe den Braten gerade bei mir.

— Das ist ein schönes Stück Wild! sagte der Marquis, den Hasen mit Kennermiene musternd.

— Ich glaube es wohl, sagte Joseph; aber machen Sie mir nicht zu viel Komplimente darüber; denn es ist Ihr Eigenthum, was ich Ihnen bringe; ich habe das auf Ihrem Gebiete geschossen.

— Wahrhaftig? sagte der Marquis und seine Augen leuchteten vor Freude: nun, siehst Du, sie behaupten, es gebe keine Hasen auf meinem Gebiete! Ich, ich weiß, daß es sehr schöne und gute darauf giebt, weil ich alle Jahr mehr als fünfzig aufziehe, die ich im April dann auf meine Felder laufen lasse. Das kostet schweres Geld; aber nun, es ist doch hübsch von Zeit zu Zeit einen Hasen in einer Furche zu sehen.

— Ei, mein Gott, wem sagen Sie das noch!

— Nun siehst Du; Du kennst die Spöttereien meiner Nachbarn wegen dieser leidigen Hasen. Der Eine sagt: er ruinirt sich, er macht Tollheiten; der Andere: er hat den Verstand verloren; niemals werden sich Hasen auf einem so trockenen, steinichten Boden vermehren; sie gehen alle in's Holz. Ein Dritter sagt: der Marquis liefert die Hasen für den Tisch seines Nachbarn; er zieht sie für sein Gebiet auf, aber sie gehen hinüber und fressen den Quendel von Thiel. Das geht bis zu meinem Wildhüter, der mir frech

in's Gesicht behauptet, er hätte noch niemals eine Hasenspur auf meiner Brache gesehen!

— Nun, was ist denn etwa das hier? sagte Joseph, und balancirte mit stolzer Miene den Hasen bei den Löffeln: ist das ein Esel oder eine Maus? Ich wollte, Ihr Wildhüter und alle die klugen Nachbaren wären hier, damit sie mir sagen könnten, ob das hier eine Eule oder eine junge Gans ist? —

Dieser liebenswürdige Scherz gefiel dem Marquis so, daß er in ein lautes triumphirendes Gelächter ausbrach.

— Sag mir, Joseph, ist das der einzige Hase, den Du auf dem Gebiete gesehen?

— Es waren drei zusammen, antwortete Joseph ohne sich zu besinnen. Ich glaube wohl, einen habe ich angeschossen, daß er's sich nicht rühmen wird.

— Es waren drei! rief der Marquis entzückt.

— Drei, die spazierten wie gute Bürger friedlich in der Lourther Gerste. Eins war sicherlich eine Mutter; ich sah's an ihrer Art zu setzen, sie war trächtig.

— Haha, nie werden sich die Hasen auf dem Gebiete des Marquis vermehren! sagte Herr von Morand spaßhaft und sich die Hände reibend. Und sag mir, Joseph, hast Du auf die Mutter geschossen?

— Ja Kuchen! Ich weiß, was man der Nachkommenschaft für Rücksicht schuldig ist. O, wir werden den kleinen Herren schon in sechs Monaten eins auf den Pelz brennen, wenn sie erst Zeit gehabt haben werden, auch Papa und Mama geworden zu sein!

— Ja, ich will allen meinen Nachbarn einen Schmaus geben; und um sie toll zu machen, soll ihnen Nichts vorgesetzt werden als auf Morand'schen Feldern geschossene Hasen.

— Erste Schüssel: Hasenklein, rief Joseph; Braten: Hasenrücken; Mittelgericht: Hasenfilet als Salat, Hasenpastete, Hasenpürée, Hasenhasché! . . . O die Gäste sollen krank werden vor Aerger und Indigestion!

Durch solche plumpe Schmeicheleien seinen Wirth erfreuend, langte Joseph mit ihm im Schlosse an. Das Essen war bald fertig. Der berühmte Hase, der vielleicht sein unschuldiges Leben sechs Meilen vom Gute des Marquis geführt hatte, wurde von diesem sehr delikat gefunden und von einem gewissen Beigeschmacke, aus dem er sein Territorium herauszukennen behauptete. Der Marquis erheiterte sich bei Tische immer mehr, und als er aufstand, war er in der rosigsten Laune und ganz und gar zu Herzensergießungen aufgelegt. Joseph hatte sich vorgesehen, und so thuend, als ob er viel trinke, sich doch den Kopf frei gehalten. Er recapitulirte in Gedanken die Lage des Morand'schen Territoriums. In der Umgegend erzogen und von Jugend auf daran gewöhnt, das Wildpret längs der Hecken des Nachbars zu verfolgen, kannte er die Topographie des Morand'schen Erbes und das Terrain, das seine Frau ihm als Mitgift zugebracht hatte. Er wählte daher von dem Letzteren sich das schönste Feld aus, und bat den Marquis, ihn dort hinzuführen, ohne sich etwas von seiner Absicht merken zu lassen:

— Man hat mir gesagt, daß Sie das vortrefflich bebaut haben; wenn ich Ihre Güte nicht mißbrauche, gehen wir einmal dahin.

Der Marquis war über diesen Vorschlag entzückt; nichts konnte ihm mehr schmeicheln, als wenn er seine Bearbeitung der Felder zeigen konnte. Sie setzten sich also in Bewegung: unterweges hielt Joseph, wie vor Verwunderung stutzend, am Rande eines Feldes an.

— Mein Gott, welche Luzerne! rief er aus. Ist das Luzerne, Nachbar? Teufel, was ist das für Futter? Das ist ja so kräftig wie ein Wald, und bald wird man sich darin vor der Sonne schützen können.

— O, sagte der Marquis, es ist mir sehr lieb, daß Du das siehst; ich bitte Dich, sprich in der Gegend ein wenig davon: es ist ein Versuch, den ich gemacht habe, ein neues Futter, das zum ersten Male auf unserm Boden geprobt wird.

— Wie heißt es denn?

— Ja, meiner Treu, das kann ich Dir nicht sagen; es hat einen englischen oder irländischen Namen, auf den ich mich niemals besinnen kann; die landwirthschaftliche Gesellschaft in Paris schickt alle Jahre an unsre Departementsgesellschaft (deren Vorsteher ich bin, wie Du weißt) verschiedene Sorten ausländischer Samen. Aber es gedeiht nicht in Jedermanns Hand.

— Aber in Ihren, Nachbar, scheint es vortrefflich zu glücken. Man muß gestehen, daß es vielleicht nicht zwei Landwirthe in Frankreich giebt, die wie Sie verständen einen Boden umzustürzen und darauf zu erzeugen, was Sie Lust haben, darauf zu säen. Sie sind für künstliche Wiesen, nicht wahr?

— Ich sage, mein Kind, daß es nichts Andres giebt! Und wer irgend ein etwas ansehnliches Stück Vieh haben will, wird in unsrer Gegend ohne Nachmaht nicht damit zu Stande kommen. Wir haben zu wenig Terrain, um es zu Weide liegen lassen zu können, siehst Du; dann müssen wir uns nicht verhehlen, daß wir trocken liegen: aber es wird Mühe kosten, ehe es durchgesetzt wird: der Bauer ist eigensinnig und will von keinem Abweichen von dem alten Schlen-

drian wissen. Indeß fangen sie doch schon an, ein wenig Vernunft anzunehmen.

— Den Teufel auch, ich glaube es wohl! wenn man auf dem Markt Ochsen sieht wie die Ihrigen, dann ist man wohl genöthigt aufmerksam zu werden. Mir wenigstens ist es immer durch den Kopf gegangen. Noch neulich sah ich ein Paar nach Berthenor treiben und sagte zu mir selbst: was Teufel giebt er ihnen denn zu fressen, um ihnen dies Fett auf den Leib zu schaffen, ihnen dies Haar, dies Aussehen zu geben?

— Nun, soll ich Dir etwas sagen? Du siehst diesen kleinen Schlag englische Luzerne: da habe ich im vorigen Jahre zwanzig Fuhren Futter darauf gehabt.

— Zwanzig Fuhren hierdrauf? Ihr Ehrenwort, Nachbar?

— So wahr ich Marquis bin!

— Das ist zum Verwundern! Sie verkaufen mir sechs Scheffel von dem Korn da, Marquis; ich will's auf meinem kleinen Gute in Granières probiren.

— Sollst sie haben, und ich werde Dir zeigen, wie man damit umgehen muß.

— Sagen Sie mir doch, was wuchs denn früher auf diesem Fleck?

— Gar nichts, erbärmliches Getreide: die alten Morins hatten es bebaut, die ehemaligen Meier vom Vater meiner Frau; brave Leute, aber unwissend. Ich habe das Alles umgeworfen.

Joseph zog sein Gesicht um zwei Zoll länger, nahm eine seltsam schwermüthige Miene an und sagte:

— Es ist eine schöne Wiese, es wäre Schade, wenn sie ihren Herrn veränderte!

Dies Wort riß den Marquis mit einem Male aus seiner Glückseligkeit: er schrak zusammen:

— Glaubst Du, sagte er nach einem Augenblicke Schweigens, daß irgend Jemand den Muth hätte, mich irgend worin zu chikaniren?

— Nun, ich kenne Leute, antwortete Joseph, die sich mit Prozessen ruinirten, blos um ein Stückchen von einem Gute zu haben, wie das Ihrige ist.

Diese Antwort beruhigte den Marquis, er glaubte, Joseph habe blos eine Bemerkung im Allgemeinen gemacht, und nachdem er schwerfällig einen Zaun überstiegen, ging er mit ihm durch ein dichtes Gesträuch, das zur Weide benutzt wurde.

— Ich liebe das nicht, sagte er, und stieß mit dem Fuße auf den uncultivirten Boden, wo seit undenklichen Zeiten das Vieh den Weißdorn und Quendel abgrasete: ich liebe keinen Boden, der nutzlos liegt. Die Meier wollen die Weide nicht aufgeben, weil ihnen dadurch die Mühe erspart wird, für das Vieh im Stalle Sorge zu tragen. Ich liebe die Felder voll Disteln und Dornen nicht, an denen die Schafe mehr Wolle sitzen lassen, als sie Futter haben. Die Hälfte davon habe ich schon zu Acker umgeworfen und im nächsten Jahre lasse ich den Rest umkehren. Mögen die Meier sagen, was sie wollen, gehorchen müssen sie mir doch. —

— Gewiß, wenn Ihre Englischen Wiesen Ihnen Futter genug geben um das Vieh drinnen zu füttern, brauchen Sie draußen keine Weiden. Aber ist der Boden auch gut?

— Ob es guter Boden ist! Ein Boden, der niemals etwas gethan hat. Hast Du auf meinem Kamine die Strohhalme gesehn?

— Ei freilich, Getreidehalme von über fünf Fuß Länge.

— Nun, siehst Du, das waren noch die kleinsten. Bei dieser ganzen ersten Ernte standen die Schnitter aufrecht in den Furchen und waren so wenig im Getreide zu sehen, wie ein Volk Rebhühner.

— Teufel! Aber es ist eine Ausgabe, eine Weide wie diese urbar zu machen!

— Es ist eine Ausgabe, welche die dreijährige Einnahme meines Gutes absorbirt. Der Geier, ich scheue kein Opfer, um mein Besitzthum zu vermehren!

— O, sagte Joseph mit einem tiefen Seufzer, wie schlecht ist es von André, einen Vater wie den seinigen zu betrüben! Es wird ihm wohl was Rechtes helfen, wenn er den geschickten Händen, die goldne Saaten daraus zu ziehen wissen, sein Erbe entreißt, um es wahrscheinlich den Händen eines dummen Bauern anzuvertrauen, der es brach liegen und versauern lassen wird!

Der Marquis bebte innerlich von Neuem und ging einige Zeit mit den Händen auf dem Rücken und den Kopf zur Erde gesenkt.

— Du glaubst also, sagte er mit sorgenvoller Miene, daß André daran denkt?

— Nur zu sehr! antwortete Joseph, eine lakonische Traurigkeit affektirend. — Glücklicher Weise, fügte er nach fünf Minuten, während welcher sie schweigend weiter gingen, hinzu: glücklicher Weise ist sein Muttererbe nicht viel!

— Nicht viel! sagte der Marquis; zum Henker! Du nennst das nicht viel! Ein gutes Drittheil von meinem Gute, und das reinste, das kultivirteste!

— Es ist wahr, das Gut ist ein Kleinod, sagte Joseph; ganz neue Gebäude...

— Und die ich auf meine Kosten habe bauen lassen.

— Das herrliche Vieh! versetzte Joseph.

— Seit fünf Jahren die Race ganz erneuert, mit Merinos gekreuzt, gehörnte Schafe, sagte der Marquis; kosten mich fünfzig Franken pro Kopf.

— Und was so hübsch ist an diesem Morand'schen Gute, versetzte Joseph, es liegt so Alles beisammen, so ganz bei der Hand: da steht das Schloß, von der einen Seite das Holz, von der andern das Ackerland und kein Nachbar dazwischen! Kein kleiner lästiger Eigenthümer, der zwischen Ihr Getreide eingeklemmt ist; keine Bauernziege in Ihren Hecken, kein Trupp Gänse im Hafer: o das ist ein großer Vortheil.

— Ja, aber siehst Du, wenn ich vielleicht mein Gut von dem meiner Frau trennen müßte, so wäre die Sache viel anders! Denke Dir nur, daß Louisens Eingebrachtes grade wie in mein Land hinein gewickelt ist. Als ich sie heirathete, wußte ich wohl, was ich that. Ihre Mitgift war nicht stark, aber sie paßte mir grade wie der Ring am Finger. Um die Wiesen abzumähen, brauchte man über keinen Graben zu springen; um das Getreide einzubringen, brauchte man keinen Querweg zu passiren, da wurde kein Wagen zerbrochen, kein Ochse übertrat sich im Wagengeleise, man ging und kam von meiner Scheune auf ihr Feld wie von meiner Stube in die Küche. Deshalb nahm ich sie zur Frau, obgleich übrigens ihr Charakter mir gar nicht zusagte, und sie mir einen Sohn gegeben hat, der schwächlich und mürrisch und ihr leibhaftes Ebenbild ist.

— Und der Ihnen noch viel Verdruß bereiten wird, wenn Sie sich nicht vorsehen, Nachbar! sagte Joseph.

— Wie zum Teufel willst Du, daß ich mich vorsehe? bei den vermaledeiten Gesetzen, die wir jetzt haben!

— Man muß ihn nach seinem Charakter zu nehmen suchen, erwiederte Joseph.

— O, wenn irgend Jemand in der Welt im Stande wäre, einen rebellischen Sohn zu bändigen und zu regieren, so scheint mir, bin ich es doch! Aber was soll man mit diesen Wesen anfangen, die nicht nachgeben und nicht widerstehen; glaubt man sie zu halten, so schlüpfen sie Einem aus den Händen, wie der Aal dem Fischer durch die Finger!

Joseph sah, daß der Marquis sich allen Ernstes zu fürchten begann; er wußte auf geschickte Weise seine Furcht **crescendo** zu steigern, indem er sich ganz unschuldig stellte und bei allen Landstrecken ihn anhielt, die André gehörten, und die der Marquis seit dreißig Jahren als die seinigen zu betrachten gewöhnt, ihm mit dem Stolz des Besitzers zeigte. Nachdem er in langen Auseinandersetzungen sich bemüht, ihm einen Begriff von seinen Fähigkeiten zu geben, sich gequält hatte, ihm zu beweisen, daß er das Gut seiner Frau unter seinen Händen an Einkommen verdreifacht habe: da stieß ihm Joseph den Dolch in's Herz und sagte:

— Wie Schade, daß Sie nun im Begriffe stehen, morgen das Alles verlieren zu müssen!

Da versuchte es der Marquis, sich guten Muthes zu stellen:

— Was thut's? sagte er; es bleibt mir doch noch genug um zu leben: man ist nachgerade alt!

— Hm, Nachbar, die jungen Mädel der Gegend behaupten das Gegentheil.

— Nun, erwiederte der Marquis, ich werde immer noch Mittel haben, den Galanten zu spielen und meinen Schäferinnen kleine Geschenke zu machen, wenn ich mit ihnen zufrieden bin.

— O, ganz gewiß; anstatt einer seidenen Schürze geben Sie dann eine von Kattun; statt eines Rocks von

feinem Tuche, einen Rock von Droguett. Wenn das Herz empfängt, wägt die Hand nicht die Geschenke.

— Die Närrinnen lieben den Putz, erwiederte der Marquis.

— Nun, dann schränken Sie diesen Ausgabeartikel nicht ein; Sie machen einige Ersparungen mehr am Tisch: anstatt der gebratenen Schöpsenkeule ein gutes Viertel gekochtes Fleisch; statt des gemästeten Kapaunen irgend ein Frühjahrsgeflügel. Mit wahren Freunden tafelt man lustig, ohne die Schüsseln zu zählen.

— Meine Schlingel von Nachbarn passen verteufelt auf meine Schüsseln, versetzte der Marquis; und wenn sie einmal einen guten Bissen essen wollen, so sehen sie nur, ob Rauch aus meinem Küchenschornstein kommt.

— Das steht fest, man ißt vortrefflich bei Ihnen, Nachbar! Man weiß davon zu reden. Nun, also wollen wir den Stall reformiren. Was machen Sie mit drei Pferden? Ein guter Klepper zum Fahren und Reiten ist auch gut.

— Wie Du bist! Und die Jagd? brauche ich nicht zwei Pony's zum Hubertusfest?

— Aber Ihr dickes Pferd?

— Mein Grauschimmel ist für den Wagen nöthig: willst Du, daß ich meine kleinen Thierchen ziehen lassen soll?

— Nun gut, lassen wir den Grauschimmel an seiner Raufe, und steigen wir einmal in den Keller ... Sie machen mindestens zwölf Stück Wein jährlich?

— Die in meinem Hause verbraucht werden, den Issoudüner nicht gerechnet.

— Gut, den Issoudüner streichen wir: Sie verkaufen sechs Stück von Ihrem Gewächs und der Rest wird mit

wildem Pflaumenwasser verschnitten; das macht zwölf Stück guten, grünen, kühlenden Lauer!

— Geh zu allen Teufeln mit Deinem Lauer! Ich brauche Nichts zur Kühlung! Sprich mir davon nicht. In meinem Alter! beraubt, ruinirt, zu den schändlichsten Entbehrungen verdammt zu sein! Ein Vater, der sich bei jeder Gelegenheit für seinen Sohn geopfert hat, der sich seit dreißig Jahren den Bissen vom Munde abspart! Was ist da zu machen? Wenn ich hinginge und ihm eine tüchtige Tracht Stockschläge beibrächte! Was meinst Du, Joseph?

— Schlechtes Mittel! sagte Joseph; Sie würden ihn gegen Sie erbittern und er würde dann noch ärger werden! Sie müssen lieber versuchen, ihn durch Sanftmuth zu fassen, mit ihm unterhandeln, ihn zu sich zurückrufen.

— Nun gut, sagte der Marquis, so möge er wieder bei mir wohnen; er möge von seiner Geneviève lassen und ich verzeihe Alles!

— Großmüthiger Vater! Daran erkenne ich Sie! Aber er soll von seiner Geneviève lassen! Seine Frau verlassen! das ist unmöglich; er wäre im Stande mich zu erdrosseln, wenn ich ihm den Vorschlag machte!

— Ist denn der Junge ein wahrer Teufel geworden? sagte der Marquis mit dem Fuße stampfend.

— Ein wahrer Satan! antwortete Joseph. Ich wette, Sie werden genöthigt sein, sich auch noch seine Gans von Frau und den Schreihals von Kind auf den Hals zu laden!

— Er hat ein Kind! rief der Marquis: Himmel tausend Donnerwetter! das ist ja noch besser!

— Ja, das ist das Schlimmste bei der Sache. Wußten Sie nicht, daß seine Frau schwanger ist?

— Ah so, blos schwanger?

— Das Kind ist noch nicht geboren, aber es ist schon eben so gut. André ist so voll Stolz, Vater zu sein, daß er von Nichts Anderem spricht; er macht tausend Erziehungspläne für seinen Herrn Erben. Er will sich mit seiner Familie in Paris niederlassen. Sie denken wohl, daß bei so bewandten Umständen er in Betreff der Erbschaft nicht viel Vernunft annehmen wird.

— Nun gut, so prozessiren wir! sagte der Marquis.

— Das würd' ich auch an Ihrer Stelle thun, antwortete Joseph ruhig.

— Ja, aber ich werde verlieren, versetzte der Marquis, der ganz richtig urtheilte, sobald man ihm nicht widersprach: das Gesetz ist ganz zu seinen Gunsten.

— Glauben Sie? fragte Joseph mit verstellter Treuherzigkeit.

— Ich bin dessen nur zu gewiß.

— Schlimm, sehr schlimm! Und was nun thun? Sollen Sie sich auch noch mit seiner Familie belästigen? Darein können Sie nie willigen und haben Recht!

— Niemals; ich wollte lieber tausend Marder in meinem Hühnerstall sehen als eine Grisette in meinem Hause.

— Ich glaub' es wohl, sagte Joseph. Halt, dann rathe ich Ihnen, sie mit einer guten Summe baaren Geldes abzufinden, dann werden Sie Ruhe haben.

— Baar Geld! Henker! Woher willst Du, daß ich es nehmen soll? Außer dem, was ich verthan habe, um dieses Weideland herumzubringen, ein Paar Zugochsen, die ich eben gekauft habe, der Wein, der erfroren ist, die Kornwürmer, die mir erst jetzt ins Getreide gekommen sind, es ist ein schreckliches Jahr: ich bin ruinirt, ruinirt! Ich habe keine hundert Franken im Hause!

— Ich meinestheils rathe Ihnen, es auf einen Prozeß ankommen zu lassen.

— Wenn ich Dir aber sage, daß ich gewiß bin, ihn zu verlieren! Willst Du mich denn heute ganz des Teufels machen?

— Nun gut, sprechen wir von etwas Anderm, Nachbar: dieser Gegenstand macht Sie traurig, und man muß sagen, er hat auch gerade nichts Angenehmes.

— Nein, sei's, sprechen wir davon; denn endlich muß man doch wissen, woran man sich zu halten hat. Weil Du nun einmal da bist, und Du doch André heut Abend oder morgen siehst, so sähe ich gern, daß Du ihm irgend einen Vorschlag von meiner Seite brächtest.

— Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, antwortete Joseph; sehen Sie selbst zu, was zu thun Ihnen schicklich scheint: Sie haben ein reiferes Urtheil, mehr Erfahrung in Geschäften als ich Dorftölpel! Was Großmuth und freigebiges Benehmen anbetrifft, so kann weder ich noch irgend Jemand auf der Welt sich schmeicheln, Ihnen da noch Anleitung geben zu können.

— Es ist wahr, ich weiß so ziemlich in der Welt Bescheid, erwiederte der Marquis, und ich liebe es, alle Sachen auf noble Weise abzumachen: Gut, geh, und sage ihm, daß ich darein willige, ihn bei mir aufzunehmen und gänzlich in meinem Hause zu unterhalten, ihn, sein Weib und alle Kinder, die kommen können, unter der Bedingung, daß er niemals von mir einen Sou verlangt und eine gänzliche Abtretung seines mütterlichen Erbes unterzeichnet! —

— Sie sind ein guter Vater, Marquis, und gewiß, ich an Ihrem Platze thäte nicht soviel; aber ich fürchte, daß André, der ganz aus Rand und Band ist, eine größere

Forderung machen wird als diese Wohlthaten: er wird von Ihnen ein Jahrgehalt verlangen.

— Ein Jahrgehalt! Gottes Thron!

— Ach ja, ich fürchte es, eine kleine lebenslängliche Rente.

— Auch noch lebenslänglich! Das soll er sich nicht einbilden, der Elende! Eher lasse ich mich in Stücke reißen ehe ich Geld gebe: ich habe keines; ich schwöre es bei allen Heiligen, daß ich es nicht kann. Möge er kommen, mich aus meinem Hause vertreiben und mein Mobiliar verkaufen lassen, wenn er es wagt.

Joseph wollte für heute nicht weiter gehen; er glaubte schon genug gethan zu haben, da er dem Marquis das Versprechen zu einer Art von Aussöhnung entrissen hatte. Er wußte, das würde Genevièven am meisten Vergnügen machen, und hoffte, daß ein neuer Angriff auf den Marquis ihn zu größeren Opfern würde führen können: er wollte daher dieser ersten Unterhandlung Zeit lassen, erst ihre Wirkung zu thun und nahm Abschied von dem Marquis, indem er ihn mit unendlich vielen, ironisch gemeinten Lobhudeleien wegen seiner Großmuth überhäufte und ihm versprach, seinen edlen Vorschlag zu den Insurgenten hinüber zu tragen.

## 8.

Mit leichtem Fuße und frohem Herzen kehrte der brave Joseph nach der Stadt zurück. Zu unglücklichen Freunden kommen und ihnen eine gute Nachricht mittheilen, auf die sie nicht gefaßt waren, das ist eine doppelte Freude. Er traf Geneviève allein und beim Scheine ihrer Lampe einen Zweig von künstlichen Orangeblüthen betrachtend. Er war ohne anzuklopfen eingetreten, was ihm oft aus Eile oder Vergeßlichkeit passirte; er hörte, wie Geneviève allein sprach und zu ihren Blumen sagte: „Du jungfräulicher Strauß, ich war gezwungen, Dich an meinem Hochzeitstage zu tragen; aber ich habe Dich entweiht, meine Stirn war Deiner nicht würdig: ich war so beschämt über diese Lästerung, daß ich Dich ganz vorn in meinem Haar versteckt und mit meinem Schleier Dich bedeckt habe. Und doch hast Du auf meinem Haupte Dich nicht entblättert: um Dir zu danken, will ich Dich mitnehmen in mein Grab!"

— Was sagen Sie da, Geneviève? sagte Joseph, erschreckt durch diese Worte, die er kaum verstanden.

Geneviève schrie auf, warf den Strauß von sich, wurd bleich und fing zu zittern an.

— Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, sagte Joseph zu ihr und setzte sich an ihre Seite: André ist mit seinem Vater versöhnt; der Marquis ist mit Ihnen versöhnt; er erwartet Sie; er will Euch alle beide, alle Drei bei sich haben!

— O mein Freund, täuschen Sie mich auch nicht? Woher wissen Sie es?

— Ich weiß es, weil er es mir gesagt hat, weil ich eben von ihm komme, und ich mir von ihm habe sein Wort darauf geben lassen.

— O Joseph, antwortete Geneviève, umarmen Sie mich; jetzt werde ich, Dank Ihnen, ruhig sterben.

— Sterben! sagte Joseph, sie mit einer Aufregung in seine Arme schließend, die er kaum bergen konnte; sprechen Sie nicht davon, das ist die Grille einer schwangeren Frau; wo ist André?

— Er geht alle Abend am Flusse spazieren.

— Warum geht er ohne Sie?

— Weil ich nicht die Kraft habe zu gehen; und dann sind wir auch so traurig, daß wir es nicht mehr wagen, zusammen zu bleiben.

— Aber Sie sollen sich schon aufheitern, bei Gott! rief Joseph, ich will ihn aufsuchen und ihm Alles erzählen.

Er lief, bis er André fand; dieser war bei dem Gedanken einer Annäherung zwischen ihm und seinem Vater minder erfreut als Geneviève. Er wünschte ihn zu sehen, seine Verzeihung zu erhalten, ihn zu umarmen, ihm seine Frau vorzustellen und weiter Nichts. Bei ihm zu wohnen, das war ein Plan, der ihn aufs Aeußerste in Furcht setzte. Joseph wurde bei allem Widerwillen und allen Zögerungen André's von dem Gleichmuth und der Trägheit betroffen,

mit welcher Andre seine Lage und die Armuth betrachtete, in der Geneviève sich aufrieb.

— Unseliger! sagte er zu ihm, denkst Du denn nicht daran, daß es hier sich nicht darum handelt, eine sentimentale Komödienszene zu spielen, sondern, für Deine Frau und das Kind, das sie Dir geben wird, Brod zu schaffen? Du mußt Dich hüten, diesen ersten Vorschlag anzunehmen ohne dem Geize Deines Vaters noch etwas Besseres zu entreißen: mindestens ein Kostgeld und die Hälfte Deines Einkommens, wenn es möglich ist.

— Aber durch welche Mittel? sagte André; ich kann die Hülfe der Gesetze nicht in Anspruch nehmen ohne daß Geneviève es erfährt; Du kennst nicht ihre Festigkeit; sie ist fähig, mich zu hassen, wenn ich ihr Verbot verletze.

— Auch mußt Du ihr, sagte Joseph, meine Schritte sorgfältig verbergen und mich machen lassen.

André überließ sich ganz der Klugheit und Geschicklichkeit seines Freundes; er war zu schwach seinen Vater zu bekämpfen und zu schwach, einen Andern daran zu hindern, es in seinem Namen zu thun. Immer erschreckt, unthätig, leidend, unschlüssig zwischen Bös und Gut, kehrte er zu seiner Frau zurück, stellte sich an, als theile er ihre Zufriedenheit und schlief des Lebens überdrüssig ein, wie er es alle Abende that.

Einige Tage verflossen, ehe Joseph den Marquis wieder besuchen konnte. Ein bedeutender Jahrmarkt, mehrere Stunden von seinem Wohnort, hatte den gnädigen Herrn von Morand zu einer Reise bewogen, von der er erst gegen Ende der Woche wiederkam. Er kehrte eines Abends zurück, schloß sich in sein Zimmer ein und legte in einem ihm wohlbekannten Versteck einige Rollen Gold nieder, die er durch Verkauf von Vieh gelös't hatte.

— Die wenigstens, sagte er, indem er das geheime Holzgetäfel wieder schloß, soll man mir nicht so bald entreißen; er setzte sich dann wieder auf seinen ledernen Lehnstuhl und wischte sich den Schweiß von der Stirn mit der süßen Genugthuung eines Menschen, der sich nicht vergeblich gequält hat. In diesem Augenblick fielen seine Blicke auf einen kleinen Brief mit ihm unbekannter Handschrift, den man auf seinen Tisch gelegt hatte; er öffnete ihn, und nachdem er die fünf oder sechs Linien durchlaufen, die er enthielt, rieb er sich mit äußerster Freude die Hände, kehrte zu seinem Gelde zurück, betrachtete es wieder, las den Brief wieder, schloß das Geld wieder weg und ging hinaus, sein Abendessen mit milderer Stimme als gewöhnlich zu befehlen. Als er in die Küche eintrat, fand er sich Joseph gegenüber, der schon seit mehreren Stunden seine Rückkehr erwartete und gekommen war, um nun den letzten Schlag zu thun. Aber diesmal blitzten alle Batterieen des wackeren Diplomaten ab.

— Nun, mein Lieber? sagte der Marquis zu ihm, indem er ihm freundschaftlich einen Klapps auf die Schulter gab, der einen Stier hätte betäuben können...

— Wir sind gerettet, Alles ist wieder hergestellt, in Ordnung, beendet, Du weißt das? Du hast wohl diesen Brief gebracht?

— Welchen Brief? sagte Joseph vor Ueberraschung ganz außer sich.

— Bah! Du weißt es nicht? antwortete der Marquis: die Kinder haben Vernunft angenommen, sie beichten, sie bitten ab; Deinen guten Rathschlägen verdanke ich das, ich bin's gewiß; da, lies!

Joseph nahm begierig das Billet und bebte, als er die Handschrift erkannte:

„Mein Herr!

„Unser vortrefflicher Freund Joseph Marteau hat „uns vorgestern davon benachrichtigt, daß Sie die Güte „hätten, der Verirrung unserer Liebe zu verzeihen und „daß Sie einem reuigen Sohne Ihre Arme öffneten: in „der Ungeduld, eine Versöhnung um die ich Gott alle „Tage seit sechs Monaten gebeten habe, vor sich gehen „zu sehen, komme ich, Sie zu bitten Sie möchten diesen „glücklichen Augenblick beschleunigen. Ich hoffe, Jo„seph wird Ihnen sagen, wie aufrichtig und uneigen„nützig meine Ehrfurcht vor Ihnen ist. Wenn André „jemals den Gedanken gehabt hätte, Ihnen seine Unter„werfung zu verkaufen, würde ich aufgehört haben, ihn „zu achten und erröthen, seine Frau zu sein. Erlauben „Sie uns bald, zu Ihren Füßen zu weinen; das ist „Alles, durchaus Alles, um was ich Sie bitte.

„Ihre ehrfurchtsvolle Dienerin

„Geneviève.“

— Alles ist verloren für diese armen romanhaften Kinder, dachte Joseph; jetzt bleibt mir nur noch übrig den Schaden wieder gut zu machen, den ich durch meine schändlichen Lügen André in der Meinung seines Vaters gethan habe.

Er arbeitete auf der Stelle daran und hatte keine Mühe den Marquis die vorgeblichen Drohungen vergessen zu machen, die ihn erschreckt hatten. Der alte Landjunker war so zufrieden, sein Geld und seine Felder zu gleicher Zeit zu behalten, daß er in der besten Stimmung gegen alle Welt war: er betrank sich beim Abendessen gänzlich, wurde zärtlich und väterlich und behauptete, André wäre ihm das Liebste auf der Welt.

— Nach Ihrem Gelde, Papa! antwortete ihm unbesonnen Joseph, der sich aus Aerger auch betrunken hatte.

— Was sagst Du da? schrie der Marquis; soll ich Dir die Bouteille auf dem Kopf zerschlagen, um Dich reden zu lehren?

Der Streit dauerte nicht lange; der Marquis schlief ein, und Joseph fühlte eine unruhige, geschäftige Laune, er empfand Lust, draußen zu sein und François mit verhängtem Zügel laufen zu lassen. Bevor ihn Herr von Morand fort ließ, mußte er versprechen, morgen mit André und Geneviėven wiederzukommen.

Am andern Tage bei guter Zeit ging Joseph ruhig und nüchtern aus, und suchte seine Freunde auf. Er hatte eigentlich Lust, sie zu schelten; aber die Treuherzigkeit und der Edelmuth Geneviėvens, seiner schmeichlerischen Verrätherei gegenüber gestellt, legte ihm beschämt Schweigen auf. Sie stiegen alle drei in die Patasche und kamen auf Schloß Morand an, ohne unterweges ein Wort gesprochen zu haben. André war traurig, Joseph in Verlegenheit, Geneviève in süßes, schwermüthiges Nachsinnen verloren. Die Umarmungen des Marquis und seines Sohnes waren gezwungen und kalt: das sanfte Gesicht Geneviėvens aber, ihre leidende Miene, ihre ehrfurchtsvollen Liebkosungen machten einen gewissen Eindruck auf die dicke Herzensrinde des Marquis. Er konnte nicht umhin, ihr Rücksichten und Sorglichkeiten zu beweisen, die er vielleicht niemals gegen eine Frau gehabt, ausgenommen in Liebesfällen, wo er sich darauf setzte, die vollkommenste Galanterie an den Tag zu legen.

Das junge Paar wurde im Schlosse ziemlich anständig eingerichtet, reich sogar in Vergleich zu dem Elend, aus dem sie eben kamen. Der Marquis gab sich die Miene, viel zu

thun, obgleich er nur ein Zimmer hergab und zwei Couverts an seinem Tische. André beklagte sich nicht, Geneviève war für die kleinste Aufmerksamkeit dankbar. Joseph kam von Zeit zu Zeit; er war entmuthigt und unzufrieden, sein großes Unternehmen verfehlt zu haben. Das schmutzige Benehmen des Vaters empörte ihn und die unempfindliche Entsagung des Sohnes machte ihn ungeduldig; aber er konnte Nichts als schweigen und den Wein des Marquis trinken.

Die ersten Tage hindurch ging Alles ganz gut. Als indeß die ersten Gefühle der Befriedigung von der einen und der Erleichterung von der andern Seite vorüber waren, als der Marquis sich daran gewöhnt hatte, nichts mehr von seinem Sohne zu befürchten und André: nichts mehr von seinem Vater zu hoffen, da bekam die natürliche Abneigung, die zwischen ihnen bestand, wieder das Uebergewicht. Der Marquis war plump mißtrauisch wie ein alter Landmann. Er glaubte André gezähmt zu haben; aber er konnte nicht an den großen Edelmuth seiner Frau glauben, und beunruhigte sich über ihr Verzichten auf jede Geldforderung. Er befragte Joseph deshalb, der über diese Geschichte ärgerlich und nahe daran war, in Injurien und Vorwürfe gegen den Marquis auszubrechen, sich weigerte, sich damit abzugeben und blos kurz antwortete, Geneviève sei die rechtschaffenste Frau, die er kenne. Diese Antwort verdoppelte das Mißtrauen des Marquis. Er fand einen augenscheinlichen Widerspruch in Josephs Benehmen gegen ihn. Er begann sich zu ängstigen und André zu quälen, daß er eine gänzliche Verzichtleistung auf sein Vermögen unterschreibe. André war empört über diesen Vorschlag. Der Marquis beunruhigte sich immer mehr. Sie haben mich betrogen, sagte er zu sich selbst; sie haben so gethan, als unterwürfen sie sich

Allem und haben sich nur in mein Haus eingeschlichen, um mich zu berauben.

Sobald diese Idee erst Bestand in seinem Gehirne bekommen hatte, belebte sich seine Abneigung gegen Genevièven wieder und er begann, sie nicht mehr verbergen zu können. Eine dicke Haushälterin, welche seit längerer Zeit das Hauswesen leitete und voll Wuth noch eine andre Frau in ihr kleines Königreich einführen gesehen hatte, gab sich alle Mühe, durch thörichte Zuträgereien alle ihre Handlungen, Reden, ja sogar ihre Blicke giftig auszudeuten. Es wurde ihr nicht schwer, den alten Groll des Marquis noch zu schärfen und die arme Geneviève wurde ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung.

Sie merkte es nur langsam; sie konnte nicht an soviel Kleinlichkeit und Bosheit glauben. Aber als sie es gewahr geworden, erstarrte sie vor Schreck, fiel auf die Knie und flehte die Vorsehung an, die sie verlassen hatte. Einen Monat lang ertrug sie die Unterdrückung, den beleidigenden Verdacht, den schnödesten Geiz mit englischer Geduld. Eines Tages, als sie beleidigt und beschimpft wurde wegen eines Almosens von wenigen Franken, das sie im Dorfe vertheilt hatte, rief sie André zu ihrem Beistande auf und bat ihn um Hülfe und Schutz. André schlug ihr statt dessen vor, die Flucht zu ergreifen.

Geneviève nahte dem Ziele ihrer Schwangerschaft; sie besaß nicht einen Pfennig, um die Kosten ihrer Entbindung zu tragen; sie fühlte sich zu krank, selbst ihr Kind zu nähren und besaß doch Nichts um es von Jemand anders nähren zu lassen. Sie konnte nichts mehr verdienen; sie hatte ihr Brod verloren und André besaß nicht Betriebsamkeit genug, sich ein Gewerbe zu schaffen. Sie fühlte, daß sie gefesselt sei, daß sie unter dem Joche ihres Schwiegervaters leben

oder sterben müsse. Sie ergab sich darein und fühlte den Schmerz wie ein Gift in alle Fibern ihres Herzens schleichen.

Als sie ihren Entschluß gefaßt hatte, als sie sich durch ein gänzliches Verzichtleisten auf jede Hoffnung, jedes Glück vom Leben losgesagt: da fand sie ihre unerschütterliche Geduld und die äußere Ruhe wieder, welche die Grundlagen ihres Charakters waren. Eine gewaltige Leidenschaft zu ihrem Manne hätte sie fähig gemacht, das Gewicht eines so harten Geschickes zu tragen und sich für bessere Tage zu schonen: aber diese besseren Tage waren bei André's schwacher Seele nicht zu hoffen. Geneviève war nicht zur Leidenschaftlichkeit geboren, sie war von Hause aus aufrichtig, verständig und festen Charakters. Sie urtheilte mit vernichtender Schärfe und alle ihre Schlüsse führten sie nur dazu, verzweifeln zu müssen. Einen Augenblick hatte sie ein Leben voller Liebe und Begeisterung geahnt, aber sie hatte es auch mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen begriffen: um ihr die blinde Hingebung einer Leidenschaft einzuflößen, hätte Jemand so groß, so vollendet sein müssen, daß er erst überzeugte ehe er hinriß. Sie hatte ein solches Wesen in ihren Büchern gefunden und es hinter der sanften, anmuthigen, liebkosenden Hülle André's zu sehen geglaubt: aber bei der ersten Gelegenheit hatte sie gesehen, daß sie sich geirrt.

Sie fuhr fort ihn zu lieben und behandelte ihn in ihrem Herzen nicht wie einen Geliebten, sondern wie einen jüngeren Bruder. Sie bemühte sich, ihm jeden Schmerz zu ersparen, indem sie ihm den ihrigen verbarg. Sie gewöhnte sich daran, allein zu dulden, keine Stütze, keinen Trost, keinen Rath zu haben; ihre Kraft verstärkte sich in dieser geistigen Einsamkeit; aber ihr Körper brach darüber zusammen und sie fühlte mit Freuden, daß sie nicht mehr lange leiden werde.

André sah sie vergehen, ohne zu begreifen, daß er sie

verlieren würde. Sie litt durch ihre Schwangerschaft unendlich, und schob auf diesen Zustand all ihr Unwohlsein und ihre Traurigkeit.

Er war zärtlich für sie besorgt, und bildete sich ein, mit dem Tage, wo sie Mutter werden würde, würden auch alle ihre Leiden aufhören.

Geneviève, die sich diesem Augenblicke nahe fühlte, dachte an die Zukunft des Kindes, das sie ihrem Manne zu hinterlassen hoffte. Sie erbebte bei dem Gedanken an die Erziehung, die es bekommen würde, an das Böse, dem es ausgesetzt sein werde. Sie wünschte, ihm eine unabhängige Existenz zu verschaffen, und glaubend, daß sie genug gethan habe, um ihre Ergebenheit und ihre persönliche Uneigennützigkeit zu zeigen, beschloß sie bei sich selber, daß jetzt der Augenblick des Muthes und der Festigkeit gekommen sei.

Sie erklärte André also, daß er jetzt von seinem Vater ein jährliches Kostgeld verlangen müsse, das ihr Kind im Falle unvorhergesehener Ereignisse vor Mangel schützen und ihm ein unabhängiges Loos sichern könne. Sie setzte dieses Jahrgehalt auf zwölf hundert Franken fest, das Allergeringste für Jemanden, der lesen und schreiben kann und weder Soldat noch Bedienter werden will.

André ließ in seinen Gesichtszügen merken, welche peinliche Bewegung ihm diese Nothwendigkeit verursachte; nichts destoweniger versprach er, es zu unternehmen. Geneviève begriff sogleich, daß er es nicht thun werde. Sie waffnete sich also mit Entschlossenheit, und suchte selbst den Marquis auf. Sie setzte ihm ihre Bitte in den sanftesten Worten auseinander und wurde besser empfangen, als sie erwartet hatte. Der Marquis hoffte um diesen billigen Preis eine Verzichtleistung von André auf sein Erbe erkaufen zu können und versprach, unter dieser Bedingung Genevièvens Bitte nach-

kommen zu wollen: aber Geneviève, die bei jeder andern Gelegenheit sich stets zu allen möglichen Opfern bereit gefunden hätte, sah ein, daß sie hier nicht das Recht habe, es zu thun: sie ging dem Tode entgegen und war im Begriff, eine Waise zu hinterlassen, denn André war so wenig zur Rolle eines Vaters als zu der eines Sohnes und Gatten geeignet. Sie schauderte bei dem Gedanken, ihr Kind zu berauben und es einem Gefühle des Stolzes und der Verachtung zu opfern. Sie versuchte es, ihrem Schwiegervater begreiflich zu machen, was in ihr vorgehe, aber das war unnütz: der Marquis blieb fest. Geneviève wurde gezwungen, ihm offnen Widerstand zu leisten. Da gerieth der Marquis in eine unbeschreibliche Wuth und überhäufte sie mit Schmähungen; die Haushälterin, die an der Thür gehorcht hatte in der Befürchtung, ihr Herr möge sich durch diese Unterredung beschwatzen lassen, trat herein und vereinigte ihre Vorwürfe und Schimpfreden mit denen des Marquis. Von diesem hatte sie Alles mit Ergebung ertragen, aber die Reden des Weibes erwiederte sie mit einem einzigen Worte kalter Verachtung, die sie bei Gelegenheit auf einschneidende Weise auszudrücken wußte.

Der Marquis nahm die Partei seiner Maitresse, und nachdem er das ganze Wörterbuch von Schimpfreden und Grobheiten erschöpft hatte, hob er den Arm gegen sie auf. In diesem Augenblick trat André, durch den Lärmen herbeigezogen, in's Zimmer. Niemand war heftiger als er, wenn eine starke Aufregung ihn aus seiner gewöhnlichen Lethargie riß: in solchen Augenblicken verlor er alle Besinnung und wurde wie wahnsinnig. Als er die schwangere Geneviève durch den kräftigen Arm des Marquis halb zu Boden geworfen sah, während die abscheuliche Magd, einen Stuhl in den Händen, herbei eilte, um ihn nach ihr zu werfen,

stürzte André auf ein Jagdmesser zu, das offen auf dem Tische lag, faßte mit der einen Hand seinen Vater nach der Gurgel und stieß mit der andern ihm nach der Brust.

Geneviève hatte sich mit einem Schrei des Schauders zwischen Beide geworfen; sie hatte André's Arm gefaßt und ihn gezwungen zurückzuweichen. Das Hemd des Marquis war kaum durch die Klinge verletzt worden und Geneviève hatte sich bei dem Versuche, sich des Messers zu bemächtigen, ziemlich tief in die Finger geschnitten.

— Dein Vater, Dein Vater, es ist Dein Vater! schrie sie André mit erstickter Stimme zu; André ließ das Messer fallen und ward ohnmächtig.

Die Haushälterin suchte alles Gehässige der bedauernswerthen Szene ganz auf Geneviève zu werfen; aber der Marquis hatte die Sache zu nahe mit angesehen, um zu wissen, daß Geneviève ihm das Leben gerettet habe, und daß das Blut, das ihn bedecke, den Adern der armen Unschuldigen entströmt sei. Er beruhigte sich sogleich und sprang André bei, der in einem erschreckenden Zustande war. Als er wieder zu sich kam, sah er seine Frau und seinen Vater mit verwirrten Blicken an, und fragte sie, was geschehen sei? —

— Nichts, sagte der Marquis, dessen Herz beim Anblicke einer aufrichtigen Reue noch nicht dem Erbarmen verschlossen war, und der sich übrigens eben so schuldig fühlte als André.

— Auf die Knie, André! sagte Geneviève zu ihrem Mann, auf die Knie vor Deinem Vater, und stehe nicht eher auf, als bis er Dich aufhebt! Ich will Dir das Beispiel geben!

Diese Unterwerfung trug dazu bei, den Marquis vollends zu entwaffnen; er umarmte seinen Sohn und Gene-

viève und erklärte, daß er das Jahrgehalt von zwölfhundert Franken bewillige. Die unglücklichen jungen Leute waren kaum im Stande, sich der Ursache des Streites zu erinnern. André hatte drei Tage hindurch ein nervöses Zittern von Kopf bis zu Füssen. Sein Vater milderte seine gewöhnlichen Manieren merklich, warf die Magd zum Hause hinaus und bewies Genevièven fast Zärtlichkeit; aber es war nicht mehr Zeit: ihr Kind war an jenem Tage unter ihrem Herzen gestorben; sie fühlte, daß es sich nicht mehr bewege und erwartete mit stoischem Muthe die fürchterlichen Schmerzen, die sie selbst vom Leben befreien sollten.

Der tüchtige Arzt, welcher André früher behandelt hatte, besuchte sie, und fragte sie, wie es ihr gehe? Geneviève führte ihn in den Garten, und als sie allein waren, sagte sie mit trauriger, stiller Gebehrde zu ihm:

— Mein Kind ist todt, und ich werde auch sterben; sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß es bald sein wird?

Der Arzt glaubte es sehr wohl und sah, daß sie verloren sei, aber, daß sie Muth habe.

— Wenigstens, sagte er, werden Sie ohne Schmerzen sterben; Sie haben nicht die Kraft, zu gebären, Sie haben eine Pulsadergeschwulst am Herzen und bei den ersten Wehen werden Sie ersticken.

— Ich danke Ihnen für dieses Versprechen, sagte Geneviève, und ich danke Gott, der mich im letzten Augenblicke schont, ich habe im Leben schon genug gelitten; nun ist's zu Ende.

In der That litt Geneviève in dem letzten Monate nicht mehr: sie hatte nicht mehr die Kraft, ihren Lehnstuhl zu verlassen; aber sie las die heilige Schrift oder ließ sich Blumen bringen, mit denen sie den Tisch bedeckte. Ganze Stunden brachte sie damit zu, sie mit glücklicher Miene zu betrach-

ten und Niemand konnte errathen, woran sie in solchen Augenblicken dachte. Geneviève liebte es nicht, sich beaufsichtigt und bewacht zu sehen, sie bat nur um die Gunst, allein sein zu können: dann erst schien es ihr, als könne sie ungehindert träumen und beten; sie sah sanft zum Himmel und auf ihre Blumen, beugte sich auf diese herab, und sprach halblaut in seltsam kindischer Weise zu ihnen.

— Ihr wißt, daß ich euch liebe? sagte sie zu ihnen; ich habe euch ein Geheimniß mitzutheilen, das ist: ich habe euch stets Allem vorgezogen! Lange Zeit hindurch habe ich nur für euch gelebt; ich habe André euretwegen geliebt, weil er mir rein und schön erschien, wie ihr. Als ich durch ihn gelitten, habe ich mich wieder zu euch gewandt; ich habe euch gebeten, mich zu trösten, und ihr habt es oft gethan, denn ihr kennt mich, ihr habt eure Sprache und ich verstehe sie. Wir sind Schwestern. Meine Mutter hat mir oft gesagt, während sie mit mir ging, hätte sie an Nichts als an Blumen gedacht, und als ich geboren wurde, habe sie mich in eine Wiege legen lassen, die mit Rosenblättern bestreut gewesen sei. Wenn ich todt sein werde, hoffe ich, daß André auch welche über mich ausstreuen wird, und daß er euch alle Tage auf mein Grab legen wird, o meine Freundinnen.

Mitunter nahm sie eine Lilie und näherte sie André's Gesicht, der neben ihr kniete:

— Du bist weiß wie sie, sagte sie zu ihm, und Deine Seele ist lieblich und keusch wie ihr Kelch; Du bist schwach wie ihr Stengel und der geringste Wind beugt und zerbricht Dich; ich habe Dich deshalb vielleicht blos geliebt; denn Du warst wie meine Blumen: harmlos, unnütz und lieb!

Bisweilen ertappte sie sich darüber, daß sie beinahe den Verlust des Lebens bedauerte. Am Morgen, wenn die

Natur lachend und bewegt erwachte, wenn die Vögel in den mit Blüthen bedeckten Bäumen sangen, wenn Alles Glück zu athmen schien, dann empfand sie gegen André einen stillen Groll; sie erinnerte sich an die ruhigen, wonnevollen Tage, welche sie in ihrer stillen Kammer verlebt, ehe sie ihn kennen gelernt hatte und sie fühlte, daß alle ihre Schmerzen von dem Tage datirten, wo er ihr von Liebe und von der Wissenschaft gesprochen; sie sehnte sich nach ihrer Unwissenheit zurück, nach der Ruhe ihrer Phantasie, nach den süßen Träumereien, in die sie sich glücklich versenkte, als sie noch keines von den Gesetzen des Weltalls kannte.

In diesen Augenblicken der Trauer bat sie André, sie allein zu lassen, und wartete, ehe sie ihn wieder zurück rief, bis diese Stimmung ihrer gewöhnlichen Resignation wieder Platz gemacht habe; dann behandelte sie ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, und um ihn für seine letzten Sorgen um sie zu belohnen, verbarg sie ihm einige, der Erinnerung an die Vergangenheit geweihte Thränen.

Einige Tage vor ihrem Tode besuchte sie Henriette, bat sie auf den Knieen und schluchzend um Verzeihung wegen ihres grausamen und thörichten Benehmens. Geneviève drückte sie an ihr Herz und versprach ihr, im Himmel für sie zu beten.

Am letzten Tage bat sie André, ihr mehr Blumen als gewöhnlich zu bringen, ihr Bett damit zu bedecken und ihr einen Strauß und einen Kranz zu winden. Als er sie gebracht hatte, bemerkte er, daß Tuberosen dabei seien, und wollte sie wieder wegnehmen, da er befürchtete, der Geruch möchte ihr nicht gut sein: Geneviève zwang ihn, sie ihr wieder zu geben.

— Gieb, gieb, André, sagte sie; Du weißt nicht, welchen Dienst ich davon hoffe; der Augenblick des Leidens

und Sterbens ist gekommen: möchten sie mir als Gift dienen und mich schnell einschläfern. Joseph trat in diesem Augenblicke ein, sie reichte ihm die Hand und ließ ihn sich neben sie setzen; den andern Arm schlang sie um André's Hals und lehnte ihre kalte Wange an die seinige. Sie wollten mit ihr sprechen.

— Still! sagte sie zu ihnen, ich denke an Etwas, ich werde Euch später antworten.

Und so blieb sie eine halbe Stunde. Joseph fühlte ein leises Zucken, er küßte die Hand, die er hielt; sie war trocken und kalt.

—André, sagte er mit erstickter Stimme, küsse Deine Frau!

André küßte Geneviève; er sah sie an, sie war todt.

Ein Jahr lang war André krank. Der Unglückliche hatte nicht die Kraft zu sterben. Joseph verließ ihn nicht einen Augenblick. Man sieht sie häufig am Ufer spazieren gehen: André geht langsam mit gesenkten Augen, manchmal lächelt er mit verwunderter Miene. Sein Vater ist sanft und gefällig gegen ihn geworden. Seit er keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr auf Erden hat, hat er keine Kämpfe mehr mit dem starrköpfigen Greise zu bestehen. Henriette spricht niemals von Genevièven ohne eine Fluth von Lobeserhebungen und aufrichtigen Thränen.

Wer sie am meisten vermißt, ist Joseph: er spricht niemals von ihr, er scheint eben so sorglos, eben so sehr Lebemann als früher; aber es giebt Augenblicke, wo sich in seinem Gesichte ein tieferes, anhaltenderes Leiden ausspricht als bei André. —

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

André

Bd.: 2

Leipzig 1843

P.o.gall. 1990 ve-16/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097653-1